

ory of Language: The Representational Function of Language. Amsterdam 1990.

Bühler, Karl (1960), *Das Gestaltprinzip im Leben des Menschen und der Tiere*. Bern and Stuttgart.

Dempe, Hellmuth (1929), *Über die sogenannten Funktionen der Sprache: ein Beitrag zur Sprachphilosophie im Anschluß an die Sprachphilosophie Karl Bühlers*. Jena.

Dempe, Hellmuth (1930), *Was ist Sprache? Eine sprachphilosophische Untersuchung im Anschluß an die Sprachtheorie Karl Bühlers*. Weimar.

Eschbach, Achim (ed.) (1984), *Bühler-Studien*. Two vols. Frankfurt a. M.

Eschbach, Achim (1988 a), "Karl Bühler und Ludwig Wittgenstein". In Eschbach 1988 b: 385–406.

Eschbach, Achim (ed.) (1988 b), *Karl Bühler's Theory of Language*. Amsterdam.

Gardiner, Alan (1932), *The Theory of Speech and Language*. Oxford. Reprint Westport CT 1979.

Gumpel, Liselotte (1984), *Metaphor Reexamined*. Bloomington IN.

Hörmann, Hans (1976), *Meinen und Verstehen: Grundzüge einer psychologischen Semantik*. Frankfurt a. M.

Hörmann, Hans (1981), *Einführung in die Psychologie*. Darmstadt.

Hörmann, Hans (1987), *Meaning and Context*. Ed. Robert E. Innis. New York. [Revised translation of Hörmann 1981.]

Hülzer, Heike (1989), *Karl Bühler (1879–1963) und Wilhelm Stählin (1883–1975: Psychologische Fundamente der Metapherntheorie im ersten Drittel des 20sten Jahrhunderts (= Arbeitsberichte 5)*. Münster.

Innis, Robert E. (1982), *Karl Bühler: Semiotic Foundations of Language Theory*. New York. [Contains a translation of Bühler 1933 b.]

Innis, Robert E. (1984), "Bühler und Gardiner: Von der Indikation zur Prädikation". In Eschbach 1984: 116–155.

Innis, Robert E. (1988), "The Thread of Subjectivity: Philosophical Remarks on Bühler's Language Theory". In Eschbach 1988 b: 76–106.

Innis, Robert E. (1994), *Consciousness and the Play of Signs*. Bloomington IN.

Jakobson, Roman (1960), "Closing Statement. Linguistics and Poetics". In: Thomas A. Sebeok (ed.), *Style in Language*. Cambridge MA: MIT Press: 350–377.

Musolff, Andreas (1990), *Kommunikative Kreativität: Karl Bühlers Zweifelderlehre als Ansatz zu einer Theorie innovativen Sprachgebrauchs*. Aachen.

Nerlich, Brigitte (1996), "Sprachliche Darstellung als Prozeß: Die Pragmatisierung eines Begriffs von Kant bis Bühler". *Zeitschrift für Semiotik* 18: 423–440.

Polanyi, Michael (1958), *Personal Knowledge*. London.

Popper, Karl (1963), *Conjectures and Refutations*. New York.

Popper, Karl (1972), *Objective Knowledge*. Oxford.

Ricœur, Paul (1975), *La métaphore vive*. Paris. English translation by R. Czerny with K. McLaughlin and J. Costello: *The Rule of Metaphor*. Toronto 1977.

Searle, John R. (1983), *Intentionality: An Essay in the Philosophy of Mind*. Cambridge and London.

Vonk, Frank (1992), *Gestaltprinzip und abstraktive Relevanz: eine wissenschaftshistorische Untersuchung zur Sprachaxiomatik Karl Bühlers*. Münster.

Robert E. Innis, Lowell MA (USA)

113. Morris, seine Vorgänger und Nachfolger

1. Biographisches
2. Morris und der Pragmatismus
3. Morris und die Bewegung der Einheitswissenschaft
4. Verhaltensorientierte Theorie der Zeichen
 - 4.1. Handlungsphasen
 - 4.2. Zeichentypen
 - 4.3. Bezeichnungsdimensionen
 - 4.4. Gebrauchsdimensionen
 - 4.5. Wertdimensionen
5. Rezeption und Weiterentwicklung der verhaltensorientierten Semiotik
6. Literatur (in Auswahl)

Morris kann als der große Integrator und Organisator in der Geschichte der Semiotik

bezeichnet werden. Auf ihn geht nicht nur die Bestimmung der semiotischen Teildisziplinen Syntaktik, Semantik und Pragmatik zurück, sondern es gelang ihm auch, der Semiotik als ganzer im Kanon der akademischen Fachgebiete Anerkennung zu verschaffen.

1. Biographisches

Charles William Morris wurde am 23. Mai 1901 in Denver, Colorado, geboren. Er studierte zunächst Ingenieurwissenschaft, später Psychologie. In diesem Fach erhielt er 1922 an der Northwestern University den Ti-

tel eines Bachelor of Science. Im Herbst 1922 wechselte er an die University of Chicago, um bei George Herbert Mead (1863–1931) zu studieren (Morris 1977: 324). Dort stand die „Chicagoer Schule“ – diesen Ausdruck benutzte William James (1842–1910) für die von John Dewey (1859–1952) geprägte Richtung – in voller Blüte. Morris hörte Vorlesungen ihrer wichtigsten Vertreter; neben Dewey, der dort „das Evangelium des Pragmatismus predigte“ (Watson 1936), waren dies Addison W. Moore, James M. Tufts, Edward Scribner Ames und Mead, der sein Doktorvater wurde. Sein Studium, zunächst Psychologie, später Philosophie, schloß Morris 1925 mit der Dissertation *Symbolism and Reality: A Study in the Nature of Mind* ab.

Seine Hochschullehrerlaufbahn begann Morris an der Rice University. Anfang der dreißiger Jahre kehrte er als Professor nach Chicago zurück und übernahm später Gastprofessuren an der New School for Social Research, an der Rice und der Harvard University. Er starb am 15. Januar 1979 in Gainesville, Florida.

2. Morris und der Pragmatismus

In seiner Dissertation (die erst 1981 auf deutsch und 1993 auf englisch veröffentlicht wurde) legt Morris unter dem Einfluß von Mead den Entwurf für eine naturalistische Theorie des Geistes vor (vgl. Art. 74 § 11.). Sie soll basieren auf einer Theorie der Symbolik und den Prinzipien des Neopragmatismus, wie er von Charles Sanders Peirce, Mead (1934), Clarence Irving Lewis (1929) und Dewey (1925) vertreten wird:

- (1) Geist, Denken, Erkenntnis und Wahrheit sind Funktionen der Erfahrung und mit den Ausdrücken für Erfahrungen vollständig beschreibbar.
- (2) Der Reflexionsprozeß ist so, wie er erfahren wird, immer mit Verhaltensproblemen verbunden und eine Funktion von ihnen.
- (3) Verhalten und Erfahrung sind die letzten Bezugspunkte für das, was man unter „real“ versteht (Morris 1928: 496 = 1977: 78).

Morris richtet sich damit gegen eine „Elfenbeinturm-Auffassung des Geistes“ (Morris 1925: 21 = 1981: 54 u. ö.), die materiale Realität und Geist als zwei grundverschiedene Bereiche ansieht, und verfolgt demgegenüber

eine auf Erfahrung gründende und in diesem Sinne empirische Zugangsweise.

In seiner Dissertation ist der Ausgangspunkt der Begriff des Gegebenseins, den Morris (1925: 6 = 1981: 34) mit Deweys Konzept der Erfahrung identifiziert und mit Rückgriff auf den radikalen Empirismus von William James (vgl. Art. 100 § 3.1.) einführt. Bei dem Gegebensein unterscheidet Morris zunächst zwischen dem taktil und dem nicht-taktil Gegebenen. Kriterium für taktil Gegebenes ist, daß sich ein Lebewesen ihm nähern und es berühren kann. Morris versteht diesen Begriff als einen Dispositionsbegriff, er bezeichnet also nicht nur das aktual taktil Gegebene, sondern all das, was in dieser Weise gegeben sein kann. Beispiel für taktil Gegebenes sind Steine, Menschen, aber auch Schatten, deren Umrisse man nachzeichnen kann (1925: 10 = 1981: 39). Bei nichttaktil Gegebenem ist Berührung prinzipiell unmöglich; Beispiele hierfür sind Laute, Gerüche, Farben sowie Gedankenbilder (1925: 10 = 1981: 38). Morris hebt hervor, daß Gegebenes nicht mit dem Etikett „taktil“ oder „nichttaktil“ erscheint, sondern daß die Unterscheidung eine Handlung voraussetzt und daher eine Geschichte besitzt (1925: 10 = 1981: 39). Morris meint so, die reale Grundlage für die traditionelle Unterscheidung zwischen primären und sekundären Qualitäten gefunden zu haben, die seit dem Englischen Empirismus eine zentrale Rolle in der Erkenntnistheorie spielte (vgl. Art. 62 § 8.2.3.).

Mit Hilfe dieser ersten Dichotomie, deren Ursprünge man bereits bei Ernst Mach (1838–1916) und William James finden kann, leitet Morris zur Intersubjektivität über. Denn zwischen dem eigenen Organismus und dem anderen gibt es nach Morris eine charakteristische Asymmetrie. Der andere Organismus ist lediglich taktil gegeben, während der Organismus, der als „mein eigener“ bezeichnet wird, in Relation sowohl zu taktil wie zu nichttaktil Gegebenem steht. Diese Einsicht hat methodologische Konsequenzen. Denn weder der Behaviorismus (etwa Watson 1919) noch der Introspektionismus (Brentano 1874; vgl. Art. 103 § 1.) in der Psychologie können dieser Asymmetrie gerecht werden. Der (methodologische) Behaviorismus ist einseitig, insofern er nur die Untersuchung von taktil Gegebenem zuläßt, während der Introspektionismus ins andere Extrem fällt, und sich auf das Studium des nichttaktil Gegebenen beschränkt. Dem Behaviorismus hält Morris daher eine „selbstex-

klusive“ und dem Introspektionismus eine nur „teilweise selbstinklusive Perspektive“ vor (Morris 1927 a: 255 ff = 1975: 72 ff). Beide Richtungen können den Geist nicht erfassen, denn hierzu sei eine „vollständig selbstinklusive Perspektive“ einer neuen „phänomenologischen Erfahrungsanalyse“ erforderlich, die die beiden Perspektiven integriert (1927 a: 254 = 1975: 71). Morris lehnt einen Materialismus ab, indem er betont, daß jede Kausallehre zum Scheitern verurteilt sei, die unberücksichtigt lasse, daß ein Lebewesen gleichermaßen in Interaktion mit dem Taktilem und dem Nichttaktilem steht (1925: 12 = 1981: 42), beide Arten des Gegebenseins seien gleichermaßen real (1925: 11 = 1981: 39).

Um eine vollständig selbstinklusive Perspektive einnehmen zu können, die Lebewesen nicht auf unbelebte Materie reduziert, führt Morris den Begriff des Symbols ein. Er definiert es als eine funktionale Beziehung zwischen taktilem und nichttaktilem Gegebenem: „Ein Symbol ist irgendein gegebener oder erfahrener stellvertretender Reiz, der zu einer Wiedereinsetzung des Ursprungsreizes in einer Form führt, die nur von einer selbstinklusive Ansicht aus beobachtbar ist“ (1927 a: 89 f). Zu beachten ist, daß nicht auch umgekehrt gilt, daß jeder stellvertretende Reiz ein Symbol ist. Ein stellvertretender Reiz ist nur dann ein Symbol, wenn er in einem Organismus den ursprünglichen Reiz in einer nichttaktilem Form, etwa als Erinnerungsbild, hervorruft. „Das Läuten der Kirchenglocken war in der Vergangenheit ein stellvertretender Reiz, der beim Hörer eine heftige und emotionale Reaktion hervorrief, ohne daß er für den Hörer ein Symbol wäre, d. h. ohne den Zusammenbruch bei dem Tod der Mutter ins Gedächtnis zurückzurufen, der eintrat, als die Kirchenglocken läuteten. Dieser stellvertretende Reiz würde dann zu einem Symbol werden, wenn er mit dem ursprünglichen Reiz und nicht nur mit der ursprünglichen Reaktion verbunden wäre“ (1925: 14 = 1981: 44).

„Bedeutung“ im Sinn von „Signifikation“ (‘Inhalt, Botschaft’) unterscheidet Morris von „Signifikanz“ (‘Wert’). Die Reaktion entspricht der Signifikanz, dem Wert für den Organismus; die Situation, die den ursprünglichen Reiz enthielt und die daher von dem Symbol vertreten wird, ist das Objekt des Symbols und entspricht der Signifikation. Morris beschränkt den Bedeutungsbegriff auf die Signifikation (1925: 14 = 1981: 45) und

kann so das Symbol als „bedeutungshaltigen stellvertretenden Reiz“ definieren.

Durch das Symbol wird der Bereich des Gegebenen um eine neue Form des symbolisch Gegebenen erweitert (1925: 17 ff = 1981: 43 ff). Dieses weist über sich hinaus, es ist weder ein bloß taktilem, noch ein bloß nichttaktilem Gegebenes, vielmehr integriert es diese beiden Gegebenheitsweisen (1927 a: 54). Da das Symbol über seine Funktion konstituiert ist, kann der zugrunde liegende Reiz in einer anderen Verhaltenssituation wieder zu einem bloß taktilem oder nichttaktilem Gegebenen werden. Wie Morris hervorhebt, verschieben sich die Anteile des Symbolischen und des Nichtsymbolischen im Gegebenen ständig (1925: 17 = 1981: 48 f). Da zur Natur des Symbols notwendig eine Beziehung zum nichtsymbolischen Bereich gehört, besitzt die Logik kein absolutes, sondern lediglich ein kontingentes oder variables Apriori (vgl. auch C. I. Lewis, „A Pragmatic Conception of the A Priori“, 1923). Ein Syllogismus ist lediglich ein „versteinertes Fossil des tatsächlichen zeitabhängigen Schlußprozesses“ (1925: 55 = 1981: 102), das erst in einer konkreten Verhaltenssituation zu vollem Leben erwacht (1925: 58 = 1981: 107).

Das Denken wird von Morris als eine Symbolfolge verstanden (vgl. Peirce 1931–38: 5.131 f; siehe Posner 1994: 205). Die intentionale Struktur des Mentalen (siehe Franz Brentano und Edmund Husserl, vgl. Münch 1993 sowie Art. 103 §§ 1. und 2.) ergibt sich dabei aus dem symbolischen Charakter. Den nichttaktilem Momenten des Symbols entspricht das Denkerlebnis im weiten Sinne, den taktilem Momenten hingegen das Denkobjekt. Aus dem symbolischen Charakter des Denkens folgt also, daß zu jedem Denken ein Denkobjekt gehört. Wenn es sich bei dem Denkobjekt wie im Traum um einen nichtexistierenden Gegenstand (siehe Meinung; vgl. Art. 74 § 13.) handelt, deutet Morris dies so, daß das Denkobjekt hier nicht konstant fort dauert.

Wie bereits die Pragmatisten (vgl. Art. 100 § 3.1.) herausgearbeitet hatten, hat das Denken auch eine biologische Funktion. Pragmatische Bedingung für das Denken ist eine Verhaltenssituation, in der es einen mehrdeutigen Reiz gibt, auf den der Organismus nicht mit einer klaren Reaktion antworten kann (vgl. Dewey 1896). Er wird erst in einem Reflexionsprozeß eindeutig und dadurch zu einem Reiz für eine Handlung (Morris 1925: 56 = 1981: 104). Dieser Reflexionsprozeß ist

charakteristisch für den Erkenntnisprozeß. Neben dem reflektierenden gibt es auch ein nichtreflektierendes Denken. Seine Funktion besteht darin, eine neue Umwelt aufzubauen, die den Bedürfnissen des Organismus eher entspricht als die gegenwärtig gegebene taktile Umwelt. Beispiele hierfür sind Mythologie, Religion, Kunst, teilweise die Philosophie und auch einfach Träumereien (siehe Cassirer; vgl. Art. 111 § 2.). Bei letzteren handelt es sich nach Morris um eine Form autistischen Denkens.

Ein Gegebenes ist nach Morris nur dann mental, wenn es Repräsentationsfunktion übernommen hat, also ein symbolisch Gegebenes ist. Geist kann daher keine Substanz sein, etwas, 'in' dem sich Vorstellungen und dergleichen befinden, wie dies die traditionelle Seelenmetaphysik annahm (vgl. Art. 49 § 8.). Er ist vielmehr ein Teil der Welt, der in bestimmter Weise funktioniert. Geist als der Geist eines bestimmten Menschen ist sein symbolisches Repertoire, also eine Menge aufeinander bezogener Symbole, die in der Biographie des Individuums begründet sind und der Erkenntnis dienen. Vom Geist als dem Symbol-(oder: Erkenntnis-)repertoire unterscheidet Morris die Persönlichkeit als Verhaltensrepertoire.

Die frühe Arbeit von Morris bewegt sich ganz im Rahmen des Pragmatismus. Dabei kommt Morris auch eine besondere Rolle als Vermittler zu, da er es war, der Meads Vorlesungen zur Sozialpsychologie auf der Grundlage von Vorlesungsnachschriften herausgab und durch umfassende Einführungen verständlich machte (vgl. Art. 74 § 22.). Es handelt sich um die Klassiker *Mind, Self, and Society* (1934 = 1968) und *Philosophy of the Act* (1938 = 1969).

3. Morris und die Bewegung der Einheitswissenschaft

Anfang der dreißiger Jahre kam ein neuer Einfluß hinzu, der Wiener Kreis und die Bewegung der Einheitswissenschaft (vgl. Art. 106 § 5.). 1933 lernte Morris Herbert Feigl (1902–1988), einen Vertreter des Wiener Kreises, kennen, der bereits 1930 als Einwanderer in die USA gekommen war (vgl. Feigl, „The Wiener Kreis in America“, 1969: 630). Feigl ermunterte Morris, der ein Jahr zuvor *Six Theories of Mind* veröffentlicht hatte und sich für Sprachtheorie zu interessieren begann, nach Prag zu fahren, um dort

Rudolf Carnap (1891–1970) kennenzulernen. Morris befolgte diesen Rat und nahm 1934 an der „Prager Vorkonferenz der Internationalen Kongresse für Einheit der Wissenschaft“ teil, wo er den Vortrag „The Relation of the Formal and Empirical Sciences within Scientific Empiricism“ (Morris 1935 b) hielt.

Die Prager Vorkonferenz wurde von einer Bewegung organisiert, der es um den Zusammenschluß verschiedener Richtungen ging, die einen antimetaphysischen Empirismus vertraten und die später von dem Gedanken der Einheitswissenschaft geprägt wurden. Am Beginn dieser Bewegung stand die Erlanger Tagung von 1923, an der neben Rudolf Carnap auch Hans Reichenbach aus Berlin (1891–1953) teilnahm. 1929 fand in Prag die „Tagung für Erkenntnislehre der exakten Wissenschaften“ statt, die von der Berliner Gesellschaft für empirische (später: wissenschaftliche) Philosophie und dem Wiener Kreis getragen wurde. Da die Beziehung dieser beiden Gruppen zum Warschauer Kreis und der polnischen Logiker-Schule (vgl. Art. 106 § 5.) sowie zu Vertretern des Logischen Empirismus in Skandinavien, England, Amerika und Frankreich immer festere Formen annahm, wurde der Gedanke einer internationalen Tagung verfolgt. Es sollten dort die Grundlagen aller Wissenschaften behandelt werden. Zur Vorbereitung diente die Prager Vorkonferenz von 1934, auf der ein Komitee mit der Organisation des „Ersten Kongresses für Einheit der Wissenschaft“ beauftragt wurde, der dann 1935 in Paris stattfand. Zu diesem Komitee gehörte neben Rudolf Carnap, Philipp Frank (1884–1966), Jørgen Jørgensen (1894–1969), Jan Łukasiewicz (1878–1956), Otto Neurath (1882–1945), Hans Reichenbach (1891–1953), Louis Rougier (1889–1981) und Moritz Schlick (1882–1936) auch Morris. Auf dem Kongreß in Paris hielt Morris den Vortrag „Semiotic and Scientific Empiricism“ (1935 c) und stellte den Antrag, daß der Kongreß das Projekt der *Enzyklopädie der Einheitswissenschaft* unterstützen solle, an dem seit 1933 in dem von Neurath gegründeten Mundaneum-Institut Den Haag gearbeitet wurde (vgl. Art. 104 § 4.).

Regelmäßig wurden bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges „Kongresse für Einheit der Wissenschaft“ abgehalten: 1936 in Kopenhagen, 1937 in Paris, 1938 in Cambridge (England). Der fünfte und letzte Kongreß, der von Neurath und Morris organisiert wurde, begann 1939 zwei Tage vor Ausbruch

des Zweiten Weltkrieges in Cambridge MA. Morris wirkte aber nicht nur bei der Organisation der Kongresse der Bewegung der Einheitswissenschaft mit, er war auch Mitherausgeber des *Journal of Unified Science*, wie sich die Zeitschrift *Erkenntnis* nannte, seit sie – nach dem Anschluß Österreichs an Deutschland 1938 – in Den Haag weitergeführt wurde. Morris war zudem zusammen mit Neurath und Carnap Herausgeber des 1938 erschienenen ersten Bandes der *Encyclopedia of Unified Science*, der unter anderem Beiträge von Leonard Bloomfield, Niels Bohr, Rudolf Carnap, John Dewey, Philipp Frank, Ernest Nagel, Otto Neurath und Bertrand Russell enthielt sowie zwei Abhandlungen von Morris: „Scientific Empiricism“ und „Foundations of the Theory of Signs“ (Morris 1938 a). Während Neurath die Planung der Enzyklopädie übernahm, fiel der größte Teil der Detailarbeit an Carnap und an Morris, der auch den Verleger für das Projekt fand (Morris 1960: 520).

Besonders eng war die Beziehung zwischen Morris und Carnap. Carnap, der im Dezember 1935 in die USA kam, verdankte es dem Einfluß von Morris, daß er einen Ruf an die University of Chicago erhielt, wo er von 1936 bis 1952 lehrte. Morris machte Carnap mit der Philosophie des Pragmatismus, insbesondere mit Dewey und Mead, bekannt. Carnap selbst hielt Morris für den amerikanischen Philosophen, der seiner Philosophie am nächsten stand (Carnap 1963: 34). Zusammen führten beide über mehrere Jahre ein Kolloquium durch, in dem mit Wissenschaftlern aus verschiedenen Disziplinen methodologische Fragen diskutiert wurden. 1939 besuchten Morris und Carnap zusammen ein Seminar Russells, das die Grundlage von dessen *Inquiry into Meaning and Truth* wurde. Morris verhalf auch Reichenbach und Carl Gustav Hempel (1905–1995) zur Emigration in die USA (Feigl 1969: 648).

Während das Früh- und Spätwerk von Morris als „pragmatisch integrierte Semiotik“ charakterisiert werden kann (siehe unten § 5.), versucht sein einflußreichstes Werk, die *Grundlagen der Zeichentheorie* (1938 a = 1972), zu zeigen, wie der Semiotik ein axiomatischer Aufbau gegeben werden kann. Wie er selbst erklärt, soll die Semiotik dort in einer Weise begründet werden, die nicht den von ihm selbst vertretenen verhaltensorientierten Ansatz voraussetzt. Das in den *Grundlagen* vorgestellte Zeichenmodell ist eine Zeichentheorie „more geometrico“. Die *reine Se-*

miotik, die der *deskriptiven Semiotik* vorgeordnet ist – Morris charakterisiert die Beziehung als Applikationsverhältnis –, soll ein formales System von Grundbegriffen und Grundsätzen sein, aus dem weitere Sätze als Theoreme ableitbar sind (siehe auch den Aufbau von Karl Bühlers semiotischem Hauptwerk von 1934; vgl. Art. 112). Als einziger Grundbegriff dieses Kalküls soll das „mittelbar-Notiz-nehmen-von“ („mediated-taking-account-of“) dienen: In einem Zeichenprozeß (Semiose) nimmt etwas von etwas durch die Vermittlung von etwas Drittem Notiz; er verwirklicht eine dreistellige Beziehung. Den Vermittler nennt Morris „Zeichenträger“, den Notiznehmer „Interpret“ und das, von dem Notiz genommen wird, „Designat“, wobei dieser Term offenläßt, ob er einen existierenden Gegenstand bezeichnet. Wenn dies der Fall ist, spricht Morris vom „Denotat“ des Zeichens. Die Notiznahme („taking-account-of-something“) nennt Morris im Anschluß an Peirce „Interpretant“.

Mit Hilfe der drei Argumente Zeichenträger, Interpret und Designat definiert Morris zweistellige Relationen, deren Bezugspunkt der Zeichenträger ist (siehe Abb. 113.1.; vgl. auch Art. 1, Abb. 1.2. und Art. 5, Abb. 5.19). Auf der syntaktischen Dimension liegen die Relationen zwischen den Zeichenträgern, auf der semantischen Dimension die Relationen zwischen den Zeichenträgern und deren Designaten und auf der pragmatischen Dimension die Relationen zwischen den Zeichenträgern und den Interpreten (vgl. Art. 1 § 2.). Diese drei Zeichendimensionen sind jeweils Gegenstand der drei Teildisziplinen der Semiotik: Syntaktik, Semantik und Pragmatik (vgl. Art. 2, 3 und 4).

In dieser Bestimmung der drei Teildisziplinen geht Morris noch nicht über die Zeichentheorie von Peirce hinaus (vgl. Art. 100 § 2.1.1.). Eine neue Idee liegt allerdings darin, daß er sie mit der Annahme Carnaps verbindet, daß die Wissenschaften durch die Zeichensysteme charakterisiert werden können, die sie verwenden (vgl. Art. 30 § 1.6. und Art. 124). Die verschiedenen Einzelwissenschaften unterscheiden sich durch ihre unterschiedlichen Darstellungsmittel (vgl. Schnelle 1962), wozu Morris sowohl ihren Wortschatz und ihre Syntax als auch ihre Diagramme und konstrukt sprachlichen Sonderzeichen rechnet. In der Soziologie ist etwa von „Gesellschaft“ und „Wert“ die Rede, in der Physik oder Chemie hingegen nicht; die Chemie benutzt eine differenzierte mehrdimensionale

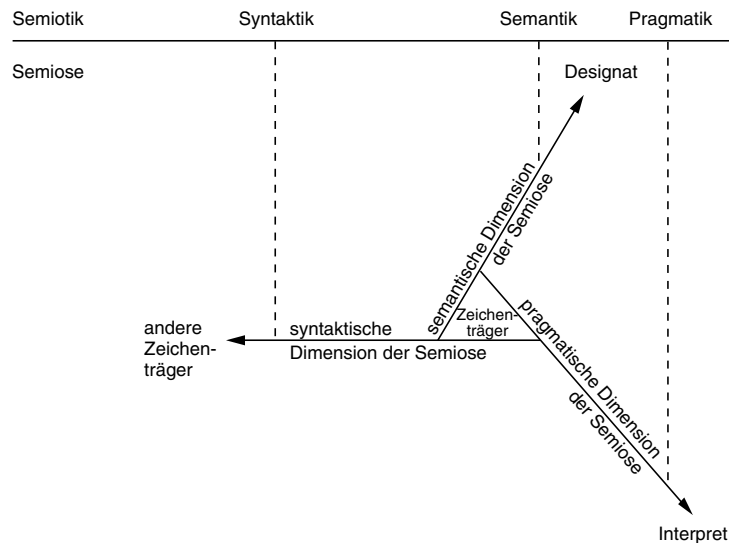


Abb. 113.1: Das Modell der Zeichenrelation nach Morris (1939 a: 133 = 1972: 94).

Formelsprache, die Geographie bevorzugt Landkarten mit Legenden. Entsprechend erklärt Morris, daß auch jede der drei semiotischen Teildisziplinen eine eigene Sprache entwickeln werde, die einen konzeptuellen Apparat bereitstellt, mit dem die von ihr untersuchten Zeichenrelationen zu behandeln sind (1938 a: 2 f = 1972: 19). Hinzu kommt die Semiotik im engeren Sinne, die Ausdrücke verwendet, die in allen semiotischen Teildisziplinen vorkommen und deshalb nicht einer einzelnen von ihnen zugeordnet werden können. Morris (1938 a: 8 = 1972: 26 f) schreibt: „Jede dieser Teildisziplinen wird ihre eigenen speziellen Begriffe benötigen; so ist [...] ‘impliziert’ ein Begriff der Syntaktik, ‘designiert’ und ‘denotiert’ sind Begriffe der Semantik, und ‘ist Ausdruck von’ ist ein Begriff der Pragmatik. Und da die verschiedenen Dimensionen lediglich Aspekte eines einheitlichen Prozesses sind, wird es bestimmte Relationen zwischen den Begriffen der verschiedenen Teildisziplinen geben, und es werden besondere Zeichen notwendig sein, um diese Relationen und damit den Prozeß der Semiose im Ganzen zu charakterisieren. ‘Zeichen’ selbst ist ein strikt semiotischer Term, der weder innerhalb der Syntaktik noch der Semantik noch der Pragmatik allein definierbar ist; nur in einem weiteren Sinn von ‘semiotisch’ darf man die speziellen Begriffe dieser Disziplinen ‘semiotische Begriffe’ nennen“.

Dieser Zugangsweise kommt innerhalb des Projekts der Einheitswissenschaft, zu deren Grundlegung Morris ausdrücklich beitragen will, eine bisher kaum beachtete Bedeutung zu. Für Carnap, den Theoretiker des Projekts der Einheitswissenschaft, stellt sich die Aufgabe, die Wissenschaften zu „vereinheitlichen“, als Problem dar, wie er die Sprachen der verschiedenen Einzelwissenschaften zurückführen kann auf eine grundlegende Sprache. Dies ist für ihn die Sprache der Physik (vgl. Art. 106 § 3.1.), und er will zeigen, mit welchen logischen Mitteln diese Rückführung möglich ist. Es handelt sich dabei nicht um eine Übersetzung, die mit Hilfe der Beziehung der logischen Äquivalenz erfaßbar ist, da dann auch umgekehrt etwa die Sätze der Physik in Sätze der Biologie übersetzbar wären. In den dreißiger Jahren schlägt Carnap daher eine neue Operation vor, die er „Reduktion“ nennt (vgl. „Testability and Meaning“, 1936/37). Dabei geht Carnap davon aus, daß die Einzelwissenschaften in einem hierarchischen Verhältnis stehen, insofern die Sätze der Soziologie auf die der Psychologie, diese wiederum auf die Sätze der Biologie, und in weiterer Folge auf die der Chemie und der Physik „reduzierbar“ sind. Bereits in den dreißiger Jahren sah man die Problematik dieses Ansatzes (vgl. Popper 1934 und Koszyńska 1937: 333).

In den dreißiger Jahren betrachtet Carnap noch die syntaktischen Beziehungen zwischen Zeichen als einzige Zeichendimension. Wenn Carnap die Sprache der Wissenschaften untersucht, dann kann er daher nur versuchen, sie mit den Mitteln einer „logischen Syntax“ (so der Titel seines Buches von 1934) zu analysieren. Auch die Frage nach der Möglichkeit der Reduktion der Wissenschaften aufeinander wird hier nur mit syntaktischen Mitteln behandelt. Für Morris hingegen, dem durch sein Studium des Pragmatismus auch andere semiotische Bezüge als die der Syntax geläufig sind, umfaßt die Wissenschaftsphilosophie auch viel weitere reichende Themen. Die Verbindung stellt Morris in den letzten drei Abschnitten der *Grundlagen* (1938 a = 1972) her, die „Probleme und Anwendungen“ betreffen.

Als erste Forderung hebt Morris die Vereinigung („unification“) der semiotischen Wissenschaften hervor. Morris betont den interdisziplinären Charakter der Semiotik, da sowohl Empiriker, die klären, unter welchen Bedingungen Zeichenprozesse vorkommen, wie Systematiker benötigt werden, wobei jeder Material für den anderen bereitstellt. Als besonders wichtiges theoretisches Problem nennt Morris die Klärung der verschiedenen Regelsorten, wobei er auf die Biologie, die Psychologie, die Psychopathologie, die Linguistik und die Soziologie hinweist (1938 a: 54 = 1972: 83).

Morris betont ferner die Bedeutung der Geschichte der Semiotik als Stimulans und Anwendungsbereich. So läßt sich das ehrwürdige Projekt einer universalen Grammatik (vgl. Art. 62 § 7.) verfolgen, indem untersucht wird, wie die unterschiedlichen Sprachen mit verschiedenen Mitteln verwandte Zeichenprozesse ausführen. Die Formalwissenschaften Logik, Mathematik und Linguistik sind seiner Überzeugung nach nicht nur in semiotischen Begriffen neu interpretierbar – „die logischen Paradoxien, die Typentheorie, die Gesetze der Logik, die Wahrscheinlichkeitstheorie, die Unterscheidung von Deduktion, Induktion und Hypothesenbildung, die Modallogik [...] lassen sich innerhalb der Zeichentheorie diskutieren“ –, sie können sogar „ohne Abstriche in die Semiotik übernommen werden“.

Die Wissenssoziologie und die Rhetorik gehen nach Morris in der Pragmatik auf. „Die Semiotik ist der Rahmen, in den die heutigen Äquivalente des alten Triviums Logik, Grammatik und Rhetorik einzuordnen sind“ (1938 a: 56 = 1972: 83 f). Daß Morris

auch die Wissenssoziologie in die Semiotik einbezieht, ist bemerkenswert; sie hat in der Bewegung der Einheitswissenschaft keine ganz unbedeutende Rolle gespielt (vgl. die Beiträge von Dewey: „Unity of Science as a Social Problem“ (1938), Santillana und Zilsel: „The Development of Rationalism and Empiricism“ (1941) und Thomas Kuhn: „The Structure of Scientific Revolutions“ (1962) zur *International Encyclopedia of Unified Science*).

Für Morris ist die Semiotik nicht nur eine Wissenschaft unter anderen. Sie ermöglicht es auch, die etablierten Wissenschaften den semiotischen Teildisziplinen zuzuordnen. Formalwissenschaften wie die Mathematik und Logik werden der Syntaktik zugeordnet, die meisten Naturwissenschaften der Semantik und die Sozial- und Humanwissenschaften der Pragmatik (vgl. Morris 1936: 124). Dabei betont Morris, daß die drei Teildisziplinen nichtreduzierbare und gleichwertige Perspektiven liefern (1938 a: 53 = 1972: 81).

Der in der Literatur häufig anzutreffende Vorwurf, das Zeichenmodell der *Grundlagen* sei additiv, wird dem Werk nicht gerecht (vgl. Apel 1973 a: 10 f und Trabant 1976: 45 f). Diese Darstellung orientiert sich an der Interpretation von Carnap (1942), der seinerseits auf Morris Bezug nimmt (siehe unten § 5.). Morris dagegen legt Wert auf die Feststellung, daß die Semiotik „mehr ist als die Summe dieser drei Disziplinen“, da sie deren Wechselbeziehungen thematisiert und „mit dem ganzheitlichen Charakter des Zeichenprozesses zu tun [hat], den diese Disziplinen für sich genommen außer Acht lassen“ (1938 a: 52 f = 1972: 80; siehe auch Art. 5 § 1.).

4. Verhaltensorientierte Theorie der Zeichen

Durch die politischen Entwicklungen der 30er Jahre – die Unterdrückung ihrer Ziele und die Vertreibung ihrer Vertreter vom europäischen Kontinent – verlor die Bewegung der Einheitswissenschaft viel von ihrer Kraft. Die Kontinuität ging verloren, der Faden riß, so daß nach dem zweiten Weltkrieg nur noch Überreste erhalten waren. Hinzu kamen interne theoretische Probleme, da sich das von Carnap für die Begründung der Einheitswissenschaft verfolgte Programm des Reduktionismus als praktisch undurchführbar erwies.

In der Weiterentwicklung der Semiotik von Morris hat das die Konsequenz, daß in

seinen späteren Arbeiten, etwa in seinem zweiten semiotischen Hauptwerk, *Zeichen, Sprache und Verhalten* (1946 = 1973) die Semiotik nicht mehr als eine Formalwissenschaft, sondern als eine Naturwissenschaft konzipiert wird. Dabei orientiert er sich an seinen eigenen pragmatischen Ursprüngen und greift zurück auf die damals aktuellen Arbeiten der gemäßigt behavioristischen Psychologie insbesondere von Clark L. Hull (1884–1952) und von Edward C. Tolman (1886–1959), der versuchte, Behaviorismus und Gestaltpsychologie zu verbinden. War in den *Grundlagen* der Begriff der mittelbaren Notiznahme zentral, so ist es nun der Begriff des Zeichenverhaltens. Dabei lehnt sich Morris wie bereits in seiner Dissertation an die Chicagoer Schule an; insbesondere die Handlungstheorie seiner Lehrers Georg Herbert Mead gewinnt an Bedeutung (vgl. Posner 1981). Das wichtigste Zeichensystem, die Sprache, wird verstanden als eine Form sozialen Verhaltens, die im Rahmen des Meadschen Ansatzes (vgl. Art. 74 § 22.) analysiert wird. Dies führt Morris in der Konsequenz unter anderem zu einer verhaltensorientierten Grammatik.

4.1. Handlungsphasen

Mead definiert Handlungen als zielorientiertes Verhalten („behavior“). Das Ziel ist dabei durch einen Impuls gegeben, der als ein Antrieb verstanden werden kann, welcher in seinem Ablauf nicht vollständig festgelegt ist. Im Hinblick auf die Erfüllung dieses Ziels unterscheidet Mead in Anlehnung an Aristoteles (vgl. Art. 40 § 3.2.2.) bei einer Handlung drei Stadien: die Orientierungsphase, die Bearbeitungsphase und die Erfüllungsphase (vgl. Mead 1938: 3–25 = 1969: 102–129). In der Orientierungsphase wird etwa ein Hungeriger seine Wahrnehmungen auf Eßbares hin selektieren. In dieser Phase spielen die Fernsinne (Sehen, Hören) eine besondere Rolle. Sie geben dem Handelnden Orientierungshilfen und veranlassen ihn etwa, sich auf den intendierten Gegenstand zuzubewegen. In der Bearbeitungsphase werden die Möglichkeiten, die eine derart orientierte Wahrnehmung eröffnet hat, verwirklicht. Die Suppe, die man gerochen und auf Genießbarkeit überprüft hat, wird nun aufgewärmt und der Löffel in Startposition gelegt. Es kann jedoch auch eine komplexere Handlung, etwa die Herstellung eines Gegenstandes (Suppe, Werkzeug) stattfinden. Die Bearbeitung des Gegenstandes erfolgt zumeist in der unmittel-

baren Umgebung des Handelnden, so daß auch die Nahsinne (Riechen, Schmecken, Tasten) zum Einsatz kommen. In der Erfüllungsphase wird schließlich der Impuls, der den Handlungsablauf in Gang brachte, beseitigt – im Beispiel: die Suppe wird verzehrt. Dabei kann es zu Komplikationen kommen, wenn etwa der Impuls nicht völlig befriedigt wird (zu wenig Suppe) oder wenn ein konkurrierender Impuls über den ursprünglichen dominiert (der nächste Termin verhindert das Zu-Ende-Essen). In dieser Phase spielen im allgemeinen die Nahsinne die primäre Rolle.

Bei einem derartigen Handlungsablauf bestimmen sich Handlung, behandelte Gegenstand und Handelnder wechselseitig. Diese Handlungskomponenten können alle an Komplexität gewinnen. Der Handlungsimpuls verfeinert sich zu Interesse, Neigung, Absicht, Bedürfnis, Lust oder Laune (vgl. Tranöy 1972/75: 143 ff). Als impulsbefriedigender Gegenstand braucht nicht mehr notwendig ein einzelnes sinnlich-konkret gegebenes Objekt aufzutreten, sondern es kann sich auch um mehrere Gegenstände handeln, die zudem abstrakt und allgemein sein können. Die Impulsbefriedigung geschieht nicht mehr allein durch die Nahsinne, sondern auch durch die Fernsinne, durch Vorstellungen oder gar durch innere oder äußere Handlungen, die wiederum mehrphasig sind. Diese Entwicklung kann so weit gehen, daß schließlich alle inhaltlichen Bestimmungen der Handlungsphasen ungültig werden und nur die phasenspezifischen Funktionen Orientierung, Bearbeitung und Erfüllung erhalten bleiben. So können bereits in den späteren Entwicklungsstufen des Kleinkindes die Nahsinne als Träger von Orientierungsreizen und die Fernsinne als Träger von Erfüllungsreizen eingesetzt werden (wenn es zum Beispiel das Kissen wegschiebt, um einen ungestörten Blick auf die Mutter zu haben). Jede manifeste Eigenschaft eines Gegenstandes kann auf diese Weise für die verschiedenen Handlungsphasen eine eigene Funktion übernehmen. Dabei haben insbesondere Teile der Bearbeitungsphase die Tendenz, in die Erfüllungsphase der Handlung einzugehen. Mead hat diese Handlungskonzeption verwendet, um seine Theorie der Gemeinschaftshandlung („social act“), der Kommunikation und der Entwicklung des Selbst auszuarbeiten.

4.2. Zeichentypen

Auf Meads Handlungsanalyse baut Morris seine Zeichentheorie auf, wobei er den Begriff des Zeichenverhaltens zunächst für den Rezi-

pienten des Zeichens (vgl. Art. 5 § 1.3.) bestimmt. Der Meadsche Ansatz bietet sich dafür an, da es zwischen den Handlungsphasen Verweisungszusammenhänge gibt. So verweisen die Orientierungsreize auf die Bearbeitungseigenschaften und diese auf den impulsbefriedigenden Gegenstand. Diese finale Verweisungsstruktur nutzt Morris, um mit Hilfe des Dispositionsbegriffs den Zeichenbegriff einzuführen. Generell bestimmt Morris das Zeichenverhalten als ein zielgerichtetes Verhalten, bei dem Zeichen Kontrolle ausüben (Morris 1946: 6f = 1973: 80). „Wenn A ein vorbereitender Reiz ist, der bei Abwesenheit von Reizobjekten, welche Reaktionsfolgen einer bestimmten Verhaltensfamilie zu initiieren pflegen, eine Disposition in einem Organismus verursacht, unter bestimmten Bedingungen mit Reaktionsfolgen dieser Verhaltensfamilie zu reagieren, dann ist A ein Zeichen“ (Morris 1940: 10f = 1973: 84). Dabei versteht Morris unter „vorbereitender Reiz“ einen Reiz, der eine Reaktion auf einen Reiz beeinflusst, und unter „Verhaltensfamilie“ eine „Gruppe von Reaktionsfolgen, die durch gleichartige Reizobjekte eingeleitet werden und die bei diesen Objekten als gleichartigen Zielobjekten für gleichartige Bedürfnisse enden“ (1946: 10 = 1973: 83).

Als Zeichen fungiert primär ein Sinnesreiz, der in der Orientierungsphase der Handlung auftritt und über die Fernsinne wahrgenommen wird. Als Bezeichnetes („Denotat“) fungiert primär ein impulsbefriedigender Gegenstand, der in der Erfüllungsphase der Handlung auftritt und durch eine Menge von Erfüllungseigenschaften („Signifikat“) charakterisiert ist, die über die Nahsinne wahrgenommen werden. Als Zeichenzusammenhang („Interpretant“) fungiert primär die Disposition des Handelnden, durch geeigneten Umgang mit dem Bezeichneten den Handlungsimpuls zu beseitigen.

Geht man von der genetisch primären Zeichensituation aus, so sind Orientierungsreize noch sehr spezielle Zeichen. Sie sind modalitätsabhängig, da sie nicht von demselben Organismus produziert werden, von dem sie rezipiert werden. Sie sind rezipientenabhängig, da das Bezeichnete mit dem Handlungsimpuls des Rezipienten wechselt. Sie sind situationsabhängig und funktionsabhängig, da sie nur im Rahmen einer impulsorientierten Handlungskette im Rezipienten eine spätere Phase seiner Handlung auslösen und ihre Zeichenfunktion verlieren, wenn diese Kette unterbrochen wird. Allge-

mein werden Reize, die im Rezipienten eine spätere Phase seiner Handlung auslösen, indem sie ihn auf einen impulsbefriedigenden Gegenstand hinweisen, als „Signale“ bezeichnet (1946: 24f = 1973: 101). Signale funktionieren weitgehend automatisch, denn die Auslösung einer späteren Handlungsphase geschieht, ohne daß der Rezipient Gelegenheit zur Überlegung hat.

Zwischen dem Gegenstand, von dem der Signalreiz ausgeht, und dem Gegenstand, der in der Erfüllungsphase den Impuls befriedigt, muß über die funktionale Handlungskette hinaus kein inhaltlicher Zusammenhang bestehen. Es gibt jedoch auch den Sonderfall, bei dem die beiden Gegenstände identisch sind. Hier verweist der Orientierungsreiz den Rezipienten auf eine Erfüllungseigenschaft des gleichen Gegenstandes. In Situationen, in denen der wahrgenommene Gegenstand ein Lebewesen ist, kann eine frühe Phase einer Bewegung dieses Lebewesens dem Rezipienten als Orientierungseigenschaft dienen, die auf eine spätere Phase derselben Bewegung als Erfüllungseigenschaft des Lebewesens verweist (vgl. Morris in Mead 1934: XXf = 1968: 23f). Das Schürzen der Lippen weist den Rezipienten auf den Kuß hin, der gleich danach erfolgt – hier ist der Küssende Denotat und der Kuß Signifikat der Handlung. Das Ausstrecken der Hand weist ihn auf das Ergreifen des Gegenstandes hin, der sich in der Richtung der ausgestreckten Hand befindet – hier sind Handelnder und Gegenstand Denotate, das Ergreifen ist Signifikat der Handlung. Indem die wahrgenommene Bewegung dem Rezipienten zeigt, was der Handelnde als nächstes tun wird, ermöglicht sie ihm die vorwegnehmende Reaktion auf eine Handlung, die noch gar nicht ausgeführt ist. Durch die Wahrnehmung der frühen Phase einer Handlung als Zeichen für deren Fortsetzung erscheint der Handelnde dem Rezipienten als „Sender“. Reize, die im Rezipienten eine spätere Phase seiner Handlung auslösen, indem sie ihn auf eine spätere Phase einer Handlung des Senders hinweisen, werden allgemein als „Gesten“ bezeichnet.

Bei vielen unserer Körperbewegungen werden wir uns dessen gar nicht bewußt, daß andere sie als Zeichen rezipieren; und selbst wenn wir uns dessen bewußt werden, können sie für uns andere Signifikate haben als für die Rezipienten. Nach Mead und Morris ist nun die Sprache ein Zeichensystem, dessen Zeichen für den Sender dieselbe Signifikation haben wie für den Rezipienten. Morris nennt

derartige Zeichen „Comzeichen“ (siehe unten). Ihrer verhaltenstheoretischen Fundierung galt die lebenslange Aufmerksamkeit von Mead. Als biologisch fundamental sah er dabei wie sein Lehrer Wilhelm Wundt die Gesten an (vgl. Art. 77 § 2.2.).

Wenn der Rezipient das Ballen der Faust als Geste versteht, die einen Fausthieb gegen ihn vorbereitet, so wird seine Reaktion im Ausweichen bestehen. Wenn der Schläger den Beginn der Ausweichbewegung des Rezipienten seinerseits als Geste versteht, die die Ausweichbewegung vorbereitet, wird er den Fausthieb unterlassen oder in eine andere Richtung lenken. Derartige gegenseitige Handlungsbeeinflussung ist ein Beleg für Meads Behauptung, daß der Verlauf einer länger dauernden Handlung durch von ihr selbst ausgelöste schneller ablaufende Handlungen gesteuert werden kann (Morris in Mead 1934: XX = 1968: 24). Mead spricht hier von „gestischer Interaktion“ („conversation of gestures“) und sieht in ihr eine Vorstufe der Gemeinschaftshandlung („social act“; vgl. Mead 1934: 44 = 1968: 83).

Gesten der geschilderten Art beeinflussen zwar die Handlungen des jeweils anderen, sie dienen aber nicht der Steuerung des eigenen Verhaltens, denn sie werden meist blind und ohne kommunikative Absicht vollzogen. Für den Sender bleibt die Geste ohne Signifikat und damit sinnlos, so daß der Rezipient einer Geste den Sender besser versteht als dieser sich selbst („unintelligent gesture“; vgl. Mead 1922: 162). Diese Asymmetrie kann nur dadurch überwunden werden, daß auch der Sender seine Handlungen antizipiert. Dies geschieht, indem zwei aufeinanderfolgende Handlungen verschiedener Personen als Phasen einer einzigen Handlung aufgefaßt werden. Wer die Handlung seines Interaktionspartners als Fortsetzung seiner eigenen Handlung auffaßt, für den wird seine eigene Handlung als frühe Phase einer Gemeinschaftshandlung erkennbar. Er kann von der späteren Phase dieser Gemeinschaftshandlung auf die frühere Phase zurückschließen und diese als Reaktion auf jene verstehen. Durch die Reaktion des Partners erhält für ihn auch die eigene Geste einen Sinn, sie wird zur signifikanten Geste („significant gesture“; vgl. Mead 1934: 81 f = 1968: 121 f sowie Morris 1946: 33 f und 43 f = 1973: 117 ff und 122 ff). Es finden sich hier bereits die Grundstrukturen der später von Grice ausgearbeiteten (vgl. Grice 1957, 1968, 1969 und

1982) kommunikationsbasierten Theorie der Bedeutung (siehe Blanke und Posner 1998).

Signifikante Gesten sind somit vom Sender selbst als solche erkannte Gesten; der Sender wird zum Rezipienten seines eigenen Zeichens. Ein Sender dieser Art heißt „Zeichenproduzent“.

Allgemein wird ein Reiz als „signifikante Geste“ bezeichnet, wenn er nicht nur im Rezipienten eine spätere Phase seiner Handlung (Reaktion) auslöst, indem er auf eine spätere Phase im Handeln des Senders hinweist, sondern auch im Sender eine spätere Phase seiner Handlung auslöst, indem er auf eine spätere Phase im Handeln des Rezipienten (dessen Reaktion) hinweist (vgl. Morris 1946: 43 ff = 1973: 141 f).

Die zu erwartende Handlungsfortsetzung des Senders fungiert als Signifikat der Geste für den Rezipienten, und die zu erwartende vorwegnehmende Reaktion des Rezipienten darauf als Signifikat der Geste für den Sender. Die gegenseitigen Handlungserwartungen (Signifikate) sind aber von den tatsächlich vorliegenden Handlungsdispositionen (Interpretanten) zu unterscheiden. Andernfalls wäre der bewußte Einsatz von Drohgebärden oder von Täuschungen (der sich in Bewegungsspielen wie Fußball, Tennis und Fechten findet) nicht möglich. Der Zweck einer Drohung liegt ja meist darin, dem Zeichenproduzenten die Verwirklichung des Androhten zu ersparen. Selbst wenn der Drohende gar nicht die Disposition hat, die angeandrohte Handlungsfortsetzung auszuführen, muß er sich doch darauf verlassen können, daß der Bedrohte sie erwartet, also den Drohenden ernst nimmt. Dies ist aber nur möglich, wenn beide etwa die gleichen Vorstellungen von der Handlungsfortsetzung des Zeichenproduzenten haben. Umgekehrt verliert eine Drohung ihren Zweck, wenn der Bedrohte nicht weiß, wie er der drohenden Handlungsfortsetzung des Zeichenproduzenten begegnen kann. Selbst wenn der Bedrohte also gar nicht die Disposition hat, die vom Drohenden nahegelegte Reaktion auszuführen, muß er sich doch darauf verlassen können, daß der Drohende sie von ihm erwartet, also den Bedrohten ernst nimmt. Dies ist wiederum nur möglich, wenn beide auch ungefähr gleiche Vorstellungen von der Handlungsfortsetzung des Zeichenrezipienten haben. Interaktion mit signifikanten Gesten funktioniert also um so besser, je mehr sich die Signifikate einer Geste für den Produzenten und den Rezipienten gleichen (zu den

daran beteiligten Reflexionsstufen vgl. Posner 1993).

Es ist nun nur noch ein kleiner Schritt von der Produktion einer signifikanten Geste zur Produktion eines Comsignals im Sinne von Morris (1946: 253 f = 1973: 131 Anm. 7). Als „Comsignal“ bezeichnet Morris ein Signal, das vom gleichen Lebewesen produziert und rezipiert werden kann und für Produzent und Rezipient gleiche Signifikate hat. Produzenten und Rezipienten von Comsignalen heißen „Interpreten“.

Comsignale sind modalitätsneutral und interpersonell, denn sie werden per definitionem von allen Kommunikationspartnern gleich interpretiert. Sie sind noch immer Signale, da sie situations- und funktionsabhängig sind: Ihre Interpretation wechselt mit dem Handlungszusammenhang, da das Signifikat jeweils eine erwartete spätere Phase der bisherigen Handlung des Interpreten ist; zudem verlieren sie ihre Zeichenfunktion, wenn der Handlungszusammenhang unterbrochen wird, bevor er abgeschlossen werden kann.

Wenn beispielsweise ein Autofahrer als Antwort auf die Frage nach der Lage eines öffentlichen Gebäudes die Anweisung erhält: „Biegen Sie an der dritten Kreuzung rechts ein“, so muß er sicherstellen, daß ihm das Signifikat dieser Anweisung bis zur Erfüllungsphase präsent bleibt. Dies kann er erreichen, indem er drei Finger der linken Hand hochhält und an jeder folgenden Kreuzung einen senkt oder indem er den Wortlaut der Anweisung leise für sich wiederholt, bis er an der dritten Kreuzung eintrifft und sie somit ausführen kann. Fingerheben und stilles Wiederholen der Anweisung sind Zeichen, die vom Rezipienten an die Stelle des ursprünglichen Signals gesetzt werden. Sie stellen für den Fahrer einen neuen Handlungszusammenhang her, der über die zeitliche Unterbrechung des Zusammenhangs von Anweisungsempfang und -ausführung hinweghilft. Dies leisten Symbole; sie werden von Morris nun als Zeichen bestimmt, welche von ihren Interpreten selbst produziert werden und in beliebigen Handlungszusammenhängen ein Signal mit gleichem Signifikat ersetzen können (vgl. Morris 1946: 24 ff, 33 f und 39 f = 1973: 100 ff, 111 und 117 f). Symbole sind weder an bestimmte Handlungszusammenhänge noch an bestimmte Signale gebunden, sie sind vollkommen situations- und funktionsunabhängig („autonom“; vgl. Morris 1946: 26 f = 1973: 104). Hiervon leitet sich die Arbitrarität von Zeichen ab. Denn da die Wahl des Zei-

chenträgers nicht durch einen Handlungszusammenhang bestimmten Typs gefördert oder beschränkt wird, ist sie Sache bloßer Konvention.

Wenn ein Zeichen die Eigenschaften von Comsignalen und Symbolen in sich vereinigt, dann bezeichnet Morris es als „Comsymbol“. Comsymbole sind nicht nur situations- und funktionsunabhängig (wie die Symbole), sondern auch modalitätsunabhängig und interpersonell (wie die Comsignale). Sie sind der leistungsfähigste Zeichentyp und in allen natürlichen Sprachen vorzufinden.

Wie aus all diesen Beispielen hervorgeht, haben Zeichen eine biologische Funktion. Sie erweitern den Horizont des Individuums

- (i) (a) von dem durch die Nahsinne Wahrnehmbaren
- (b) auf das durch die Fernsinne Wahrnehmbare und
- (c) auf das durch die Fernsinne Signalisierbare;
- (ii) (a) von den durch Signale antizipierbaren Gegenständen und Vorgängen
- (b) auf die durch Gesten antizipierbaren Handlungen anderer und
- (c) auf die durch signifikante Gesten antizipierbaren eigenen Handlungen;
- (iii) (a) von durch Comsignale mittelbar gewordenen Signifikaten
- (b) auf durch Symbole fixierbar gewordene Signifikate und
- (c) auf durch Comsymbole konstruierbar gewordene interpersonelle Signifikatzusammenhänge (vgl. Art. 27).

Sie potenzieren die Verhaltensmöglichkeiten des Individuums

- (i) von der ad hoc vollzogenen einseitigen Anpassung an unveränderliche Gegebenheiten, die durch Wahrnehmungen und Signale erfaßbar sind,
- (ii) zur ad hoc vollzogenen wechselseitigen Anpassung an die Interaktionspartner auf Grund von Gesten und weiter
- (iii) zur bleibenden Verhaltensformung im Rahmen der Sprachgemeinschaft mit Hilfe von Comsymbolen.

Auf diese Weise wird durch sie die verhaltensrelevante Umwelt des Individuums und der Gemeinschaft schrittweise vergrößert und umstrukturiert

- (i) von der unmittelbar gegebenen engeren Umgebung, die durch die Nahsinne erschlossen wird,

- (ii) auf die unmittelbar gegebene weitere Umgebung, die durch die Fernsinne erschlossen wird, und weiter
- (iii) auf die mittelbar gegebene impulsabhängige Umgebung, die durch Signale erschlossen wird, und schließlich
- (iv) auf die mittelbar gegebene impulsunabhängige Umgebung, die durch Comsymbole erschlossen wird.

Diese Entwicklung hat eine größere Freiheit des Organismus gegenüber seiner Umwelt, gegenüber den Artgenossen und gegenüber sich selbst zur Folge, was wiederum eine Verfeinerung der Handlungsimpulse ermöglicht (siehe den Ansatz von Jakob von Uexküll; vgl. Art. 110). Hiermit ist eine ethische Dimension eröffnet. Denn wenn die Freiheit einer Person auf ihrer Fähigkeit beruht, die Konsequenzen ihres Verhaltens mit Hilfe von Zeichen zu antizipieren, dann wächst mit der Freiheit auch die Verantwortung für ihr Verhalten. Dieser Verantwortung wird man nach Morris nur dadurch gerecht, daß man bei Entscheidungen nicht Partikulärinteressen, sondern jeweils das Wohl aller Beteiligten im Auge hat (vgl. Morris 1927: 261, 1940: 583 ff und 1946: 274 f = 1973: 275; siehe auch Mead 1912).

4.3. Bezeichnungsdimensionen

Zeichen können in jeder Phase einer Handlung eine Rolle spielen. Entsprechend der Handlungsphase, in der sie auftreten, übernehmen sie eine eigentümliche Funktion (für das Folgende vgl. Art. 4 § 1.3.). In der Orientierungsphase geht es dem Handelnden darum, Informationen über die Umgebung zu sammeln, um so Eigenschaften der Situation im Hinblick auf die Befriedigung des Handlungsimpulses zu ermitteln. Zeichen, die in dieser Weise auf feststellbare Situations-eigenschaften hinweisen, heißen „designative“ Zeichen. In der Bearbeitungsphase haben Zeichen die Funktion, den Rezipienten anzuweisen, wie er sich dem aufgefundenen Gegenstand gegenüber verhalten soll; sie heißen „präskriptive“ Zeichen. In der Erfüllungsphase, in der es darum geht, den bearbeiteten Gegenstand in einer Weise zu verwenden, die den die Handlung einleitenden Impuls löscht, haben Zeichen schließlich die Funktion, auf den Wert des entsprechenden Gegenstandes hinzuweisen. Sie heißen „appreziative“ Zeichen (vgl. Morris 1964: 3 ff = 1975: 202 ff).

Die designativen, präskriptiven und appreciativen Zeichen bezeichnen unterschiedliche

Eigenschaften des entsprechenden Gegenstandes, die auch mit unterschiedlichen Sinnen wahrgenommen werden (siehe oben die Rolle von Fernsinnen in den verschiedenen Handlungsphasen). Außerdem lösen die Orientierungseigenschaften im Handelnden andere Reaktionsweisen aus als die Bearbeitungs- und Erfüllungseigenschaften. Auf ein designatives Zeichen antwortet der Rezipient mit der Disposition, sich gegenüber dem entsprechenden Gegenstand so zu verhalten, als besitze dieser die Eigenschaft, als sei er das, als was er durch das designative Zeichen bezeichnet wird. Wer etwa durch die Universität geführt wird und dabei an einem Gebäude das Bibliothekszeichen sieht, bei dem bildet sich dadurch die Disposition, dieses Gebäude zu betreten, wenn er ein Buch sucht. Ein präskriptives Zeichen bildet die Disposition aus, den entsprechenden Gegenstand in einer bestimmten Weise zu behandeln. Ein grüner Punkt oder der Schriftzug „Drücken“ an einer Tür sollte es dem Rezipienten ermöglichen, diese Tür zu öffnen, ohne vergeblich an ihr zu ziehen. Ein appreciatives Zeichen schließlich bringt die Disposition hervor, den Gegenstand im Hinblick auf die Impulsbefriedigung zu bewerten. Das Zitat eines renommierten Wissenschaftlers auf dem Rückendeckel eines Buches, das lautet „One of the most brilliant books on semiotics I have ever read“ wird in einem Semiotikstudenten typischerweise das Verlangen und damit die entsprechende Disposition wecken, dieses Buch zu lesen.

Während sich die Bezeichnungsdimension eines Zeichens ursprünglich aus dem Kontext – insbesondere dem Auftreten des Zeichens in einer bestimmten Handlungsphase – ergab, differenzierten sich in komplexeren Zeichensystemen wie der Sprache, die auch kontextfreie Zeichen (Comsymbole) besitzt, später die Zeichen hinsichtlich ihrer Bezeichnungsdimension. In diesen Zeichensystemen ist eine entsprechende Zeichenklassifikation möglich, wobei „Designatoren“ (etwa „Wild“), „Präskriptoren“ (etwa „sollte“) und „Appreziatoren“ (etwa „fein“) zu unterscheiden sind (vgl. Morris 1946: 63 f = 1973: 146 und 1964: 4 f = 1975: 203 f).

Durch die feste Zuordnung einer bestimmten Bezeichnungsdimension zu jedem Comsymbol wird es möglich, diese Zeichen auch außerhalb ihrer spezifischen Handlungsphase zu verwenden, womit der Handlungsspielraum sich erweitert. Bereits in der Orientierungsphase kann etwa ein Autofahrer rele-

vante Informationen für eine geplante Fahrt erhalten. Wenn diese die Verkehrsbedingungen allgemein betreffen, gehören sie zur Orientierungsphase und sind designativ; sie können aber auch bereits auf die Erfüllungsphase Bezug nehmen und den Verkehr auf einer bestimmten Strecke als stockend beurteilen (appreziativ) und sie können (präskriptiv) eine Umleitung empfehlen und so auf die Bearbeitungsphase Einfluß nehmen. Das in den amtlichen Verkehrsansagen im Radio verwendete Zeichen ist selbst wiederum komplex, es enthält etwa Zeichen für die Straße, die Abfahrten und die Fahrtrichtung sowie Prädikate, die auf unterschiedliche Handlungssituationen anwendbar sind. Dies führt zu der Aufgabe, eine verhaltenstheoretische Fundierung der Grammatik zu liefern.

Zeichen, die in komplexen Zeichen, wie es die Sätze einer Sprache sind, die Identifizierung der denotierten Gegenstände ermöglichen, nennt Morris „Identifikatoren“ (1946: 64 ff und 75 ff = 1973: 147 ff und 158 ff). Sollen an ein und demselben Gegenstand sowohl bestimmte Orientierungseigenschaften festgestellt als auch bestimmte Erfüllungseigenschaften bewertet und bestimmte Bearbeitungseigenschaften anempfohlen werden, so liegt es nahe, denselben Identifikator (I) zu benutzen und ihn jeweils mit einem geeigneten Designator (D) bzw. Appreziator (A) bzw. Präskriptor (P) zu verknüpfen. Komplexe Ausdrücke dieser Art bezeichnet Morris als „Askriptoren“; sie schreiben alle einem Gegenstand gewisse impulsrelevante Eigenschaften zu. Die Minimalform eines Askriptors lautet „ID“ bzw. „IA“ bzw. „IP“. Da die Komponenten selbst wieder komplex sein können, muß geklärt werden, weshalb ein komplexes Zeichen die Funktion etwa eines Präskriptors hat, obwohl in ihm auch Designatoren vorkommen. Eine zentrale Rolle spielen hierbei „Formatoren“. Eine Verknüpfung etwa von „sollte“ mit „koch-“ unter Verwendung der Formatoren für den Infinitiv Passiv (bei schwachen Verben: „ge-“ „-t werden“) lenkt die Aufmerksamkeit von der Orientierungseigenschaft des Kochens (wie in „Die Suppe kocht“) auf eine Bearbeitungseigenschaft des betreffenden Nahrungsmittels (wie in „Die Suppe sollte gekocht werden“) und macht somit das gesamte Zeichen zu einem Präskriptor. Morris selbst ist der Frage, wie Formatoren in einer Sprache wie dem Deutschen zu beschreiben sind, nicht im einzelnen nachgegangen; sie wird jedoch in der heutigen Lin-

guistik zunehmend behandelt (vgl. Posner 1972 sowie Untersuchungen zur Grammatikalisierung wie die von Heine, Claudi und Hünemeyer 1991, Hopper und Traugott 1993 sowie Pagliuca 1994).

4.4. Gebrauchsdimensionen

In der verhaltensorientierten Semiotik haben neben den Signifikaten die Interpretanten der Zeichen eine zentrale Stellung. Morris versteht unter ihnen die Verhaltensdispositionen des Zeichenproduzenten und -rezipienten.

In Zeichenprozessen, die durch Signale und nichtsignifikante Gesten ausgelöst werden, spielt es für die Interpretation keine große Rolle, ob diese Zeichen natürlichen Ursprungs oder Artefakte sind, von wem sie produziert werden und mit welcher Absicht dies geschieht. Entscheidend ist der Handlungszusammenhang des Rezipienten. So können Fußspuren dem Rezipienten entsprechend seiner eigenen Handlungsphase Aufschluß über die Bewegungen des Senders geben, ihm Vorsichtsmaßnahmen nahelegen oder ihm zu einer bestimmten Einschätzung des Senders Anlaß geben, ohne daß sie in dieser Absicht produziert worden wären.

Zeichenprozesse, an denen Comsymbole mit fest kodierten Bezeichnungsdimensionen beteiligt sind, sind weniger abhängig vom Handlungszusammenhang des Rezipienten. Sie eröffnen dadurch dem Zeichenproduzenten die Möglichkeit, Zeichen als Instrumente zur Verwirklichung seiner eigenen Ziele zu gebrauchen (vgl. Morris 1946 = 1973: 179 f). Ein Politiker, der besonders sachliche Erklärungen abgibt, um sich vor einem intellektuellen Publikum als ebenbürtig zu erweisen, verwendet designative Zeichen, um diese Wertung zu erreichen. Eltern, die meinen, daß ein Kind autoritär erzogen werden sollten, verwenden präskriptive Zeichen, damit das Kind weiß, woran es ist. Eine Arbeitssuchende, die sich bei einer Firma bewirbt, wird appreciative Zeichen bei der Bezugnahme auf die Firma einfließen lassen, um den Chef dazu zu bewegen, sie einzustellen.

Wenn ein Lebewesen ein Ziel verfolgt und dafür ein Zeichen verwendet, spricht Morris vom „Gebrauch“ dieses Zeichens. Das Ziel kann eine Verhaltensänderung des Rezipienten oder des Produzenten sein, die beide als Interpretieren fungieren. Entsprechend der Handlungsphase des Interpretieren, auf die der Produzent es abgesehen hat, kann man nun auch im Zeichengebrauch drei Dimensionen unterscheiden (Morris 1946: 95 =

1973: 182 f). Der Produzent kann Zeichen gebrauchen, damit der Interpret über die Orientierungseigenschaften des identifizierten Gegenstandes informiert ist (informativer Zeichengebrauch), damit der Interpret die Bearbeitungseigenschaften des identifizierten Gegenstandes in bestimmter Weise vervollkommnet (inzipitiver Zeichengebrauch) oder damit der Interpret den Erfüllungseigenschaften des identifizierten Gegenstandes eine bestimmte Wertschätzung zuteil werden läßt (valuativer Zeichengebrauch).

Um dies zu erreichen, kann der Zeichenproduzent Zeichen verwenden, deren Bezeichnungsdimension seiner Gebrauchsabsicht entspricht. Dann wird er einen Designator informativ einsetzen und damit auf eine Frage vom Typ „Was ist das für ein Gegenstand?“ („Was ist?“) antworten; einen Präskriptor wird er inzipitiv einsetzen und damit auf eine Frage vom Typ „Was ist mit dem Gegenstand zu tun?“ („Was tun?“) antworten; einen Appreziator wird er valuativ einsetzen und damit auf eine Frage vom Typ „Wie gut ist der Gegenstand?“ („Wie gut?“) antworten. Eine derartige Verwendung der Zeichen mit fester Bezeichnungsdimension nennt Morris „primären Zeichengebrauch“. Zu ähnlichen Taxonomien der Funktionen des Zeichengebrauchs bei Mannoury vgl. Art. 104 § 3., bei Bühler vgl. Art. 112 § 2.4., bei Šklovskij vgl. Art. 114 § 1.1., bei Mukařovský vgl. Art. 115, bei Jakobson vgl. Art. 116 § 3.1.; zusammenfassend siehe Art. 5 § 4.

Zeichen können auch in einer Weise gebraucht werden, die ihrer Bezeichnungsdimension nicht entspricht. In einer geeigneten Handlungsphase kann ein Zeichenbenutzer einen designativen Askriptor, der primär informativ gebraucht wird, auch in inzipitiver (Beifahrerin: „An der nächsten Ampel bin ich schon einmal geblitzt worden“, womit sie meint 'Fahr nicht wieder bei Rot über die Ampel!' oder: „Links kommt gleich das Parkhaus“, womit sie dem Fahrer rät, 'Ordne Dich schon mal links ein!') oder in appreziativer Weise verwenden (Ehemann zu seiner Frau: „Dies ist die letzte Flasche von dem Wein, den wir aus dem Urlaub mitgebracht haben“, womit er den Wein und die Situation besonders hervorhebt). Ein präskriptiver Askriptor kann in informativer Weise (Freund am Telefon: „Paul, stell schon mal den Sekt kalt!“, wodurch er mitteilt, daß sein Sportverein das entscheidende Spiel gewonnen hat und er bald vorbeikommt) oder in valuativer Weise gebraucht werden (die große

Schwester zu ihrem Bruder: „Jetzt sieh nur, was du gemacht hast!“). Ein appreziativer Askriptor kann in informativer Weise (das von einer Testzeitschrift vergebene Ikon für den Testsieger dient dazu, den Käufer über die Qualität des so ausgezeichneten Produkts zu informieren) oder in inzipitiver Weise gebraucht werden (Gastgeber: „Wie schön, daß wir heute abend eine Pianistin unter uns haben!“, womit er die angesprochene Person auffordert, etwas vorzuspielen). Die Verwendung von Zeichen mit fester Bezeichnungsdimension zu davon abweichenden Zwecken nennt Morris „sekundären Zeichengebrauch“ (vgl. auch die Beispiele in Art. 4 § 1.4.).

Der sekundäre Zeichengebrauch findet sich nicht nur bei einzelnen Äußerungen, sondern es können auch ganze Texte und Diskurse auf diese Art gebildet werden. Morris (1946: 123 ff = 1973: 215 ff) weist darauf hin, daß die Inhaltsanalyse die Vorteile des sekundären gegenüber dem primären Zeichengebrauch herausgearbeitet habe. Von dieser Forschungsrichtung war bereits in den vierziger Jahren nachgewiesen worden, daß das Rezipientenverhalten nicht allein davon abhängt, zu welchen Zwecken ein Diskurs geführt wird, sondern auch davon, welche Bezeichnungsweise in seinen Askriptoren dominiert. Die Führung eines designativen Diskurses zu valuativen Zwecken (Morris 1946: 128 ff = 1973: 222 f: „fiktiver Diskurs“) wirkt sachlicher und ist damit in vielen Fällen wirkungsvoller als der Gebrauch eines appreziativen Diskurses. Die Führung eines appreziativen Diskurses zu inzipitiven Zwecken (Morris 1946: 138 ff = 1973: 233 ff: „moralischer Diskurs“) wirkt weniger aufdringlich und ist häufig persuasiver als ein präskriptiver Diskurs. Die Führung eines präskriptiven Diskurses zu informativen Zwecken (Morris 1946: 143 f = 1973: 238 ff: „technologischer Diskurs“) wirkt weniger theoretisch und ist daher in vielen Fällen überzeugender als ein designativer Diskurs.

Diese Feststellungen lassen sich weiter differenzieren, wenn man die prozentuale Verteilung der Bezeichnungsweisen aller Teilzeichen über den Gesamtdiskurs ermittelt (vgl. Morris 1946: 74 f und 123 f = 1973: 159 und 215 ff). Welchen Einfluß diese strukturunabhängig bestimmte Distribution von Bezeichnungsweisen gegenüber den durch Satzgrammatik und Textlinguistik bestimmbar dominanten Bezeichnungsweisen in einer Rezeptionssituation auf die Verhaltensformung

des Rezipienten hat, ist jedoch auch heute noch theoretisch weitgehend ungeklärt. Daß es nicht genügt, einfach die Prozentzahlen zu nehmen, wie sie sind, hat Morris (etwa 1946: 264 ff = 1973: 217 Anmerkung 3) selbst mehrfach betont. Mit der doppelten Charakterisierung von Zeichen nach Bezeichnungs- und Gebrauchsdimensionen hat Morris (1946: 123 ff = 1973: 215 ff) ein leistungsfähiges Instrument zur Klassifikation von Diskursen geschaffen. Es ist ungeachtet der angedeuteten theoretischen und methodischen Schwierigkeiten besonders in der Publizistik und Medienforschung bis heute unersetzbar (vgl. Art. 169).

Die Beurteilung von Diskursen im Hinblick auf ihre Wirkung (Morris 1946: 96 = 1973: 185; „Angemessenheit“) ist jedoch scharf zu trennen von ihrer Beurteilung im Hinblick auf ihre Wahrheit (vgl. Morris 1946: 105 ff = 1973: 194 ff). Nach Morris ist ein Askriptor wahr, wenn er denotiert. Und ein Askriptor denotiert, wenn der durch den Identifikator denotierte Gegenstand auch von dem dominierenden Designator, Präskriptor und Appreziator denotiert wird, das heißt, wenn dem Askriptor ein bestehender Sachverhalt entspricht. Diese Korrespondenztheorie der Wahrheit hat große Gemeinsamkeiten (vgl. Art. 3 § 2.) mit den Konzeptionen beim frühen Wittgenstein (1922), bei Tarski (1935) und Carnap (1947 = 1972); sie geht jedoch in einem entscheidenden Punkt weiter. Morris spricht nicht nur von der Wahrheit von Aussagen, sondern auch von der Wahrheit von Aufforderungen und Wertungen. Auch dies ist eine Konsequenz der verhaltenstheoretischen Grundlegung der Semiotik. Denn da Morris wie Mead die Phasen einer Handlung auf die Eigenschaften des behandelten Gegenstandes projiziert, gibt es für ihn nicht nur den Sachverhalt, daß einem Gegenstand im Hinblick auf einen Handlungsimpuls bestimmte Orientierungseigenschaften zukommen, sondern auch den Sachverhalt, daß einem Gegenstand im Hinblick auf einen Handlungsimpuls bestimmte Bearbeitungseigenschaften und Erfüllungseigenschaften zukommen. Alle diese Sachverhalte können durch geeignete Askriptoren denotiert werden:

- Ein designativer Askriptor ist wahr, wenn der durch den Identifikator denotierte Gegenstand die durch den Designator mitgeteilte Orientierungseigenschaft tatsächlich besitzt.

- Ein präskriptiver Askriptor ist wahr, wenn der durch den Identifikator denotierte Gegenstand die durch den Präskriptor mitgeteilte Bearbeitungseigenschaft besitzt. Dies bedeutet, daß die Behandlungsweise, die dieser Askriptor für den impulsbefriedigenden Gegenstand vorschreibt, dessen Befriedigungspotential für den Handlungsimpuls des Rezipienten tatsächlich erhöhen würde.
- Ein appreciativer Askriptor ist wahr, wenn der durch seinen Identifikator denotierte Gegenstand die durch den Appreziator mitgeteilten Erfüllungseigenschaften besitzt. Dies bedeutet, daß der Wert, den dieser Askriptor dem impulsbefriedigenden Gegenstand zuspricht, diesem tatsächlich im Hinblick auf sein Befriedigungspotential für den Handlungsimpuls des Rezipienten zukommt.

Diese Verallgemeinerung des Wahrheitsbegriffs unterscheidet sich von den gängigen Alternativen, wie zum Beispiel der interaktionistischen Lösung, die einen präskriptiven Askriptor dann für wahr erklärt, wenn die durch ihn vorgeschriebene Handlung tatsächlich ausgeführt wird (Lewis 1969: 150 ff und 187 ff = 1975: 152 ff und 190 ff) oder von der performativen Lösung, die einfach jede sinnvolle Äußerung für wahr erklärt, da ihre kommunikative Funktion durch Sätze expliziert werden kann, die alle entweder unsinnig oder wahr sind (vgl. Lewis 1970: 56 f). Ein großer Vorteil der von Morris vorgenommenen Verallgemeinerung des Wahrheitsbegriffs besteht darin, daß sie einen allgemein üblichen Wortgebrauch expliziert, der fest in der Intuition der Sprachbenutzer verankert ist. So ist es nicht unüblich, Aufforderungen wie „Wir sollten endlich zu einer Entscheidung kommen!“ mit einem „richtig“ beizupflichten. Auch auf Wertungen der Art „Wie dröge dieser Vortrag doch wieder ist!“ reagiert man im Alltag mit „Das stimmt“ oder „Das ist nicht wahr“.

4.5. Wertdimensionen

In einer Handlung zeigt sich nicht nur, welche Zeichen der Handelnde beherrscht, sondern auch, welche Werte er hat. Zeichenprozesse sind nach Mead und Morris phylo- und ontogenetisch durch Konditionierung der Fernsinne entstanden, und gehören somit primär in die Orientierungsphase einer Handlung. Wertungen haben dagegen ihren natürlichen Ort in der Erfüllungsphase von Hand-

lungen. Dabei ist der impulsbefriedigende Gegenstand selbst der primäre Wert für den Handelnden („Objektwert“; vgl. Morris 1939 a: 134 = 1972: 95 und 1964: 20 = 1975: 224). Die Werteigenschaften eines Gegenstandes sind gleichzusetzen mit seinen Erfüllungseigenschaften. Da diese nicht unabhängig von dem Handlungszweck bestimmt werden können, sind auch Werte relativ. Der Wert eines Gegenstandes liegt weder allein in dem Gegenstand noch allein in den Interessen des Handelnden, sondern in der Fähigkeit des Gegenstandes, die Interessen des Handelnden zu erfüllen.

Der Wert eines Gegenstandes für einen Organismus zeigt sich darin, ob der Organismus ihn anderen Gegenständen für die Befriedigung seines Handlungsimpulses vorzieht. Dieses Vorziehen geschieht zunächst blind und wird erst mit dem Aufkommen von Zeichen zu einem Entscheidungsprozeß, der schließlich auch bewußt ablaufen kann (siehe oben § 4.2.). Dabei verläuft die Entwicklung von Werten weitgehend parallel mit der Entwicklung von Zeichen. Denn in dem Maße, wie sich die Orientierungsreize im Laufe der Entwicklung von dem impulsbefriedigenden Gegenstand abgelöst haben und so zu Zeichen für die Erfüllungseigenschaften dieses Gegenstandes geworden sind, konnten sich beim Handelnden Wertvorstellungen bilden („conceived values“) und zu Zeichen für die Werteigenschaften des Gegenstandes werden. Mit Hilfe seiner Wertvorstellungen konnte der Handelnde die Entscheidung über die Wahl eines impulsbefriedigenden Gegenstandes schließlich von der Erfüllungsphase in die Orientierungsphase vorverlegen.

In der Form von Wertvorstellungen sind Werte genauso wie Zeichen zum Instrument für alle drei Handlungsphasen geworden. Ähnlich wie bei den Zeichen hat sich auch bei den Werten eine Arbeitsteilung herausgebildet. Dies ist erforderlich, da der Handelnde nicht in allen Handlungsphasen auf Werte der gleichen Art eingestellt ist. Es gibt – analog zu den Bezeichnungsdimensionen – Wertdimensionen, die ursprünglich den Handlungsphasen entsprechen: Distanziertheit, Dominanz, Rezeptivität.

In der Orientierungsphase ist der Handelnde auf Informationen aus der Umwelt eingestellt. Er ist dafür am leichtesten aufnahmebereit, wenn er weder versucht, die Umwelt zu dominieren, noch sich selbst von ihr dominieren zu lassen. In diesem Sinne kommt es beim Handelnden in der Orientie-

rungsphase auf Distanziertheit an. In der Bearbeitungsphase dagegen versucht der Handelnde die Umwelt zu beeinflussen. Er muß Gegenstände seiner Wahl für die Befriedigung seines Handlungsimpulses herrichten oder herstellen. Dies gelingt ihm am besten, wenn er seinen Einflußbereich ganz auf sie ausdehnt. In diesem Sinne kommt es in der Bearbeitungsphase auf Dominanz des Handelnden an. In der Erfüllungsphase ist der Handelnde schließlich darauf aus, seinen Handlungsimpuls von einem Gegenstand der Umwelt löschen zu lassen. Er muß sich ihr gegenüber öffnen, so daß in der Erfüllungsphase der Rezeptivität eine entscheidende Rolle zukommt. Am Anfang steht also das distanzierte Zeichen, dem die Tat und schließlich die Ruhe folgt, in der der Blick mit Wohlgefallen auf dem gelungenen Werk ruht. Dieses Muster von Planung, Ausführung, Genuß gilt auch für Gemeinschaftshandlungen, bei denen mehrere Handelnde im Hinblick auf ein gemeinsames Ziel arbeitsteilig zusammenarbeiten.

Morris ist zu den Wertdimensionen durch ausführliche kulturhistorische Studien gekommen. In seiner ersten weltanschauungsbezogenen Schrift *Paths of Life* (1942) bezeichnet er sie noch als „buddhistisch“, „prometheisch“ sowie „dionysisch“ und macht die Dimensionen zur Grundlage eines Wertprofils für die Weltreligionen. Die christlichen Wertvorstellungen werden in abnehmender Stärke durch Distanziertheit, Rezeptivität und Dominanz, die mohammedanischen Wertvorstellungen durch Rezeptivität, Dominanz und Distanziertheit und die buddhistischen Wertvorstellungen durch Distanziertheit, Dominanz und Rezeptivität charakterisiert. Später ist es Morris gelungen, operationale Beschreibungen für die Wertdimensionen zu finden und sie zur Basis eines empirischen Kulturvergleichs zu machen (vgl. Morris 1956: 27 ff). Dabei stellte sich heraus, daß sich die Wertvorstellungen von Menschen aller Kulturen nach diesen Dimensionen klassifizieren und voneinander unterscheiden lassen.

Empirischen Untersuchungen (Morris und Jones 1956) über das Verhältnis der Wertvorstellungen zu den unterschiedlichen Handlungsphasen, die in den verschiedenen Berufen eine besondere Rolle spielen, ergaben folgende Typik. Beim Typus des Wissenschaftlers konzentriert sich die Tätigkeit auf die Orientierungsphase von Gemeinschaftshandlungen, wie etwa die Landver-

messung beim Brückenbau. In den Wertvorstellungen ist die Distanziertheit, im Zeichenverhalten der informative Zeichengebrauch vorherrschend. Dieser Typus pflegt auch in der Bearbeitungs- und Erfüllungsphase einer Handlung designativen Zeichen den Vorzug zu geben. Der Typus des Technikers ist in seinem Beruf vorwiegend mit der Bearbeitung der Umwelt beschäftigt. Er räumt in seinen Wertvorstellungen der Dominanz die führende Rolle ein, ist im Zeichenverhalten inzitiven Zeichengebrauch gewohnt und pflegt selbst dann, wenn er sich in der Orientierungs- und Erfüllungsphase befindet, präskriptiven Zeichen den Vorzug zu geben. Dem Typus des Künstlers gelingt es schließlich, sich in seinem Leben auf die Erfüllungsphase von Gemeinschaftshandlungen zu konzentrieren. Er räumt in seinen Wertvorstellungen der Rezeptivität die führende Rolle ein, ist in seinem Zeichenverhalten valuativen Zeichengebrauch gewohnt und pflegt selbst dann, wenn er sich in der Orientierungs- oder Bearbeitungsphase befindet, appreciativen Zeichen den Vorzug zu geben. Die für diese Typen charakteristischen Problemlösungsmuster wurden von Morris bis ins einzelne analysiert (1964: 22 f und 26 f = 1975: 227 und 332 f).

Den Zusammenhang von Handlungsphasen, Bezeichnungs-, Gebrauchs- und Wertdimensionen hat Morris in verschiedenen Versionen schematisch dargestellt (vgl. Abb. 113.2).

Das Schema von Abb. 113.2 faßt die Antwort zusammen, die sein Lebenswerk auf die Frage gibt, welche Zeichen und Werte ein Mensch beherrschen muß, um handeln zu können. Diese Antwort besteht nicht in einer präskriptiven Grammatik oder einer normativen Ethik. Sie propagiert keine bestimmten Werte wie die materialen Wertlehren eines Aristoteles oder Max Scheler, noch liefert sie in Kantischer Manier fertige Formeln zum Verwerfen von Handlungen als unmoralisch. Trotzdem läßt sie den Handelnden nicht

ohne Hilfe, da sie ihn darauf hinweist, wie er sich am zweckmäßigsten einstellt, wenn er seine Handlungsimpulse befriedigen will. Und sie läßt den Handelnden in seinen Reflexionen, warum er gerade jener Wertdimension zuneigt, nicht ohne Erklärung. Sie hilft ihm zudem, seine Handlungsimpulse so zu organisieren, daß sie mit denen seiner Mitmenschen möglichst wenig in Konflikt geraten. Die Morrissche Ethik ist eine Situationsethik. Moralität besteht für ihn in der Harmonisierung der Interessen des einzelnen mit denen der Gesellschaft (vgl. 1927 b). Die Verantwortung für die dafür notwendigen speziellen Entscheidungen bleibt jedoch bei dem Handelnden selbst.

Gleiches gilt von der Antwort, die Morris in Bezug auf die Zeichen gibt. Er propagiert weder Zeichenhandlungen spezieller Art im Stil der „General Semantics“ von Korzybski (1933) oder Hayakawa (1941), noch liefert er absolute Kriterien für das Verwerfen bestimmter Zeichenhandlungen wie der Logische Empirismus (vgl. Art. 106 § 3.2.). Trotzdem läßt er den Handelnden nicht ohne Hilfe, denn er zeigt ihm, wie er sich am zweckmäßigsten ausdrückt, wenn er seine Handlungsimpulse befriedigen will. Und er läßt den Handelnden in seiner Überlegung, warum er gerade jener Bezeichnungs- und Gebrauchsdimension zuneigt, nicht im Stich.

Morris bietet bewußt keinen endgültigen Standpunkt an und liefert keine absolut gültige Perspektive. Vielmehr weist er als Pragmatist auf die Vielfalt möglicher Standpunkte und Perspektiven hin. Dabei versucht er die Außenperspektive des Behaviorismus mit der Innenperspektive des Introspektionismus zu verbinden – ein Harmonisierungsversuch, der sich bereits in seiner Dissertation findet. Er kann mit seinem integrativen Weg sowohl die Selbst- als auch die Fremderfahrung und die Selbsterfahrung der Fremderfahrung berücksichtigen und sie in seinen Aufbau einer semiotischen Theorie einbeziehen (vgl. Morris 1927 a: 255 ff = 1975: 72 ff, 1938 a: 45 ff =

Handlungsphase	Bezeichnungsdimension	Gebrauchsdimension	Wertdimension
Orientierung Bearbeitung Erfüllung	designativ präskriptiv appreciativ	informativ inazitiv valuativ	distanziert dominant rezeptiv

Abb. 113.2: Das Verhältnis der Handlungsphasen zu den Bezeichnungs- und Gebrauchsdimensionen der Zeichen und den Wertdimensionen nach Morris (1934: 8, 22 und 27 = 1975: 208, 227 und 234).

1972: 72 ff, 1946: 228 f = 1973: 337 ff, 1964: 29 ff = 1975: 236 ff).

Da es nach Morris keine allumfassende Perspektive gibt, ist es notwendig, die Einheit der Welt durch geeignete Organisation der vielen möglichen Perspektiven zu rekonstruieren. Dies ist ein genuin semiotischer Zugang. Morris hat ihn 1932 unter der Bezeichnung „objektiver Relativismus“ eingeführt und bis zum Schluß daran festgehalten (vgl. Fiordo 1977: 14). Dabei ist ihm bewußt, daß auch theoretisches Rekonstruieren nur eine Spielart wissenschaftlichen Handelns ist und als solches unseren Blickwinkel ebenfalls einschränkt. Zum Ausgleich schreibt er Gedichte: „Science deepens all our surfaces / Yet it is but one surface of our depths“ (Morris 1966: 5).

5. Rezeption und Weiterentwicklung der verhaltensorientierten Semiotik

Die *Grundlagen der Zeichentheorie* avancierten sehr bald zum Klassiker. Insbesondere die dort vorgeschlagene Einteilung der Semiotik in die Teildisziplinen Syntaktik, Semantik und Pragmatik wurde zum Allgemeingut der verschiedenen Zeichenwissenschaften. Zunächst erfolgte die Rezeption im Rahmen des Logischen Empirismus, mit dem Morris in der Folge eher identifiziert wurde als mit der Semiotik. So heißt es bei Tadeusz Kotarbiński (1947 = 1979: 31): „With regard to the semantic aspect of language, the division of logical [!] research into three branches (Morris, Carnap) is beginning to be fairly well established“; vgl. auch die Skizze des Werks von Morris durch Witold Marciszewski im Überblick von Jerzy Pelc (1971: 206–208) über Grundpositionen zur logischen Sprachtheorie. Insbesondere Carnap war für diese Rezeption verantwortlich. In seiner *Introduction to Semantics* (1942) erweitert er den Bereich der formalen Logik, die bis dahin nur eine „Logische Syntax der Sprache“ (Carnap 1934) war, um die Semantik. Denn bis zu den klassischen Arbeiten von Tarski galten semantische Ausdrücke wie „Wahrheit“ und „Falschheit“ als unwissenschaftlich (vgl. Popper 1934 = 1976: 274). Unter Berufung auf Morris sieht Carnap die Semantik als eine der in den *Grundlagen* vorgeschlagenen semiotischen Teildisziplinen an. Dabei findet eine wichtige Abwandlung statt. Nach Carnap konstituieren sich die drei Teildisziplinen, indem von Faktoren der Semiose abstra-

hiert wird. Die Pragmatik behandelt noch alle drei Faktoren, den Zeichenbenutzer, das Zeichen und das Designat in ihrem Verhältnis zueinander. In der Semantik wird vom Zeichenbenutzer und in der Syntaktik zusätzlich vom Designat abstrahiert (1942: § 14). Die Semiotik wird als Summe dieser drei Teildisziplinen konzipiert und hat keinen über sie hinausgehenden Gegenstand. Carnap ist 1942 anders als Morris 1938 an der Etablierung einer neuen logischen Disziplin, der Semantik, interessiert, nicht aber an einer allgemeinen Zeichentheorie. Charakteristisch ist, daß nur bei Morris die Unterscheidung „rein“ versus „deskriptiv“ auf alle drei Teildisziplinen Anwendung findet, während Carnap die Pragmatik hierbei ausgenommen hat. Sie umfaßt nach ihm den empirischen Teil der Semiotik: „in this way descriptive semantics and syntax are, strictly speaking, parts of pragmatics“ (1942: § 13). Auf Carnap trifft zu, was Morris gelegentlich vorgeworfen wurde, daß er die Pragmatik als eine „reine empirische Restproblematik (oft „[waste] paper basket“ genannt) der logisch systematischen Rekonstruktion der Wissenschaftssprache“ behandelt hat (Apel 1973 a: 10f). Zudem beschränkt Carnap den Gegenstandsbereich der Semiotik auf die Sprache (vgl. Carnap 1942: 9), was ihm von Morris (1946: 218 ff = 1973: 325 f) auch vorgeworfen wird (vgl. Art. 1 § 2.).

Mit der pragmatischen Wende in der Philosophie und den Geisteswissenschaften (vgl. Stachowiak 1986–95) wurde später die eigenständige und grundlegende Bedeutung der Pragmatik erkannt und die Rolle, die Morris in der Entwicklung dieser Disziplin zukommt, gewürdigt. So beginnt die Einleitung zu dem neueren Reader *Pragmatics* mit den Worten: „The term ‘pragmatics’ was first introduced in *Foundations of the Theory of Signs* by Charles W. Morris“ (Davis 1991: 3; vgl. auch Levinson 1983: 1 f). Der Morrissche Entwurf der Pragmatik wurde generell begrüßt; Kritik wurde allenfalls an den Konsequenzen geübt, die sich daraus für das Verhältnis von Pragmatik und Semantik ergeben (vgl. Art. 4 § 6.).

Zeichen, Sprache und Verhalten ist dagegen von Anfang an umstritten gewesen. Die zeitgenössischen Rezensionen (etwa Black 1949) bemängelten, daß die Konzepte der von Morris (1946 = 1973) vorgestellten verhaltensorientierten Semiotik weitgehend unscharf seien (vgl. auch die Replik in Morris 1948 b). Andererseits wurde *Zeichen, Sprache und*

Verhalten von Forschern verschiedener Fachdisziplinen, die im Paradigma der behavioristischen Lerntheorie arbeiteten, mit großer Zustimmung aufgegriffen, zumal Morris selbst zu zeigen vermochte, daß sich derartige Ansätze in seine Semiotik integrieren ließen (vgl. etwa Morris 1964: Kap. 4, wo er u. a. auf den soziologischen Ansatz von Parsons und die Informationstheorie von Shannon und Weaver eingeht). Insbesondere die Morrissche Auffassung des Interpretanten als Disposition war folgenreich. Diese Deutung des Interpretanten, die eine empirische Erforschung des Zeichenverhaltens ermöglichte, beeinflusste neben Skinner (vgl. Diebold 1965: 241) vor allem Charles E. Osgood (*1916), mit dem Morris auch persönlich zusammenarbeitete (Morris, Osgood und Ware 1961). Der Psycholinguist Osgood machte sich den Dispositionsbegriff von Morris zu eigen und versuchte, die Lerntheorie mit Hilfe des Konzepts eines Repräsentations-Mediations-Prozesses auf das Zeichenverhalten anzuwenden (vgl. Osgood, Suci und Tannenbaum 1957). Wenn etwa einer Ratte leichte Stromströme verabreicht werden und die Stromstöße durch das Ertönen eines Summers eingeleitet werden, dann zeigt das Verhalten der Ratte mit der Zeit bereits beim bloßen Ertönen des Summers einen Teil der Stromstoßreaktion (r_m). Diese Teilreaktion r_m kann nun wiederum Reiz für ein Verhalten sein, das etwa den Effekt hat, den Stromstoß zu verhindern (z. B. durch Drücken einer Taste). Eine derartige Teilreaktion r_m ist nach Osgood der „Sinn“ des Summers für die Ratte, insofern sie zum einen den Stromstoß repräsentiert und zum andern das den Stromstoß verhindernde Verhalten vermittelt (Mediation). Das von Osgood vorgeschlagene Mittel zur empirischen Untersuchung der Zeichenbedeutung im Rahmen einer verhaltensorientierten Semiotik ist das „semantische Differential“. Es besteht aus einer Gruppe von bipolaren Skalen wie „gut – schlecht“, „stark – schwach“. Jedem Konzept können empirische Werte auf diesen Skalen zugeordnet werden, dem Konzept „Held“ etwa „gut“ und „stark“, dem Konzept „Teufel“ „schlecht“ und „stark“. Nach Maßgabe der Ähnlichkeit zu einem gegebenen Konzept kann nun ein numerisches Maß für die Distanz zwischen Konzepten angegeben werden, die Osgood „konnotative Bedeutung“ nennt (vgl. Snider und Osgood 1969). Bemerkenswert an dieser psycholinguistischen Rezeption ist, daß Bedeutung nicht im

Kontext der Semantik, sondern im Kontext der Pragmatik behandelt wird, und zwar mit empirischen Mitteln.

Auch wenn sich Morris nicht an dem methodologischen Behaviorismus von Watson, sondern an dem sozialen (oder „operationalen“) Behaviorismus von Tolman und Hull orientiert, erscheint diese Orientierung für viele als kardinaler Fehler. Auch Thomas A. Sebeok (Petrilli 1991: 98) macht ihm dies zum Vorwurf. Sebeok meint: „Behaviorist psychology simply doesn't work, and so Morris' semiotics of that time simply doesn't work“ (vgl. dagegen Graumann 1965). Festzustellen ist jedoch mit Sebeok (1972), daß die verhaltensorientierte Semiotik von Morris, die den Interpretanten als Organismus bestimmt, die Entwicklung der Tiersemiotik (Zoosemiotik) förderte (vgl. auch Tembrock 1971 sowie Art. 27).

Auch außerhalb der Vereinigten Staaten wurde Morris rezipiert. Sehr früh setzte die Rezeption in Italien ein; eine Übersetzung von *Signs, Language, and Behavior* erschien dort bereits 1949. Besondere Bedeutung kommt hierbei Ferruccio Rossi-Landi (1921 – 1985) zu, der nicht nur Morris, sondern auch die Semiotik in Italien bekannt machte (vgl. Petrilli 1988; siehe auch Art. 101 § 3.3.4.). Im Jahre 1953 veröffentlichte er eine Monographie über Morris (1975 gab es eine zweite, erweiterte Auflage, die auch die in der Zwischenzeit von Morris publizierten Schriften behandelt), ein Jahr später erschien seine Übersetzung der *Foundations (Lineamenti di una teoria dei segni)*. 1967 wurde auf Initiative von Rossi-Landi eine italienische Ausgabe der ästhetischen Schriften von Morris publiziert, zu der dieser ein Vorwort verfaßte (Morris 1967).

Rossi-Landi (1975 a: 161) stellt heraus, daß es bei Morris zwei konkurrierende Konzeptionen der Semiotik gibt. Nach der einen, die in den *Foundations* vorherrscht, soll sie die Erbin der Philosophie und ein neues Organon der Wissenschaft sein, nach der zweiten ist sie eine biologische Wissenschaft vom Verhalten. Die letztere Konzeption dominiert in *Signs, Language, and Behavior*, wo die Analyse des semiotischen Grundkonzepts des mediated-taking-account-of „resolves this primitive term into the stimulus, response, and organic state terminology of behavioristics“ (Morris 1946: 250 f = 1973: 96). Die Semiotik wird so zu einer eigenständigen Wissenschaft, die den Rahmen der Philosophie verläßt. In der verhaltensorientierten Sicht-

weise dieser Semiotik erscheint die Philosophie lediglich als bestimmte Form des Sprachverhaltens (Rossi-Landi 1975 a: 168).

Morris geht nach Rossi-Landi zu weit, wenn er in *Signs, Language, and Behavior* Zeichen und Zeichenverhalten identifiziert und dabei alles Zeichenverhalten als eine bestimmte Form von zielgerichtetem Verhalten („goal seeking behavior“) bestimmt, „in which signs exercise control“ (Morris 1946: 7 = 1973: 80). Rossi-Landi sieht das Verhältnis zwischen Zeichen und Verhalten umgekehrt und betont, daß jedes Verhalten Zeichenverhalten sein kann; indem man sich verhält, kommuniziert man, und „all behavior is always programmed – that is, based on codes“ (Rossi-Landi 1975 a: 174). Obwohl diese Einsicht, die von der neueren Semiotik herausgearbeitet worden sei, gegen den Ansatz von *Signs, Language, and Behavior* spreche, so sei sie doch erst durch Morris ermöglicht worden, da er eine enge Verbindung zwischen dem Begriff des Zeichens und dem des Verhaltens hergestellt habe.

In seinen eigenen Arbeiten geht es Rossi-Landi darum, den Marxismus (vgl. Art. 74 § 19.) mit Elementen der Analytischen Philosophie (vgl. Art. 109) – insbesondere von Gilbert Ryle, dessen Hauptwerk er ins Italienische übertrug – zu verbinden, und er versucht ausgehend von Morris das Problem des Verhältnisses von Basis und Überbau einer Gesellschaft („structure and superstructure“) zu lösen, indem er mit den Zeichensystemen eine vermittelnde Ebene einführt. Das menschliche Verhalten ist demnach auf drei Ebenen programmiert, der Ebene der Produktionsmittel, der Ebene der Zeichen und der Ebene der Ideologien. „It would seem that in this way the enormous contribution of twentieth century semiotics, linguistics, and communication theory can become a part of a Marxist theory of society in general [...]. Here the field is open for the discussion of the ways in which means of production, ideologies, and sign systems variously interact, assuming different dialectical positions in different moments. The mediating element is mediated in its turn“ (1975 a: 186).

In Westdeutschland wurden die Arbeiten von Morris erst seit den siebziger Jahren stärker rezipiert (*Grundlagen der Zeichentheorie*, übersetzt von R. Posner und J. Rehbein 1972; *Zeichen, Sprache und Verhalten*, übersetzt von A. Eschbach und G. Kopsch 1973). In der Folge besorgte Achim Eschbach deutsche Übersetzungen der meisten Schriften von

Morris und gab darüber hinaus einen wichtigen Sammelband zu Morris heraus (Eschbach 1981 b). Roland Posner veröffentlichte verschiedene Untersuchungen zu Morris, die die Eignung des Spätwerkes für die Fundierung einer empirischen Pragmatik herausstellen (Posner 1979, 1981, 1992; siehe Art. 4). Ingeborg Ullmann (1975) versucht den Nachweis zu führen, daß der Kompetenzbegriff von Chomsky nicht haltbar ist, und entwickelt im Anschluß an Morris ein semiotisches Sprachkonzept (insbesondere 1975: 639–678).

Die erste ausführliche deutsche Besprechung erfuhr Morris durch Karl Otto Apel (*1922), der neben Habermas der Hauptvertreter der Neuen Frankfurter Schule und Herausgeber einer deutschsprachigen Ausgabe ausgewählter Werke von Charles S. Peirce ist. 1959 veröffentlichte er in der *Philosophischen Rundschau* eine Sammelrezension, welche die Morrissche Semiotik im Untertitel als „Vollendung der neopositivistischen Sprachphilosophie“ bezeichnet. In diesem Essay stellt Apel eine Parallele zwischen der inneren „Wandlung der Wahrheitsproblematik von Husserl zu Heidegger“ und der Dreistadienentwicklung der Analytischen Philosophie her (von Carnaps logischer Syntax über die logische Semantik von Tarski und Carnap zu dem dreidimensionalen Zeichenmodell von Morris). Inspiriert von Heidegger sieht Apel in dem pragmatischen Ansatz von Morris eine „poietisch-inkarnative Wahrheitsfunktion der Sprache“ vorausgesetzt, und zwar „in dem Sinne, in dem der Durchschnittsmensch bzw. der Mensch in seiner behavioristisch erforschbaren Durchschnittlichkeit bereits zur Miete wohnt in dem ‘Haus des Seins’, das in geisteswissenschaftlich relevanten Sinnereignissen der Sprachgeschichte entstanden ist“ (Apel 1959 = 1973 b: 166).

Eine ausführliche Kritik von *Zeichen, Sprache und Verhalten* findet sich in Apels umfangreicher Einleitung zur deutschen Übersetzung dieses Werks (vgl. Apel 1973 a). Apel sieht in *Zeichen, Sprache und Verhalten* im Unterschied zu den *Grundlagen* das Programm einer „pragmatisch integrierten Semiotik“ formuliert. Die Bedeutung seines Aufsatzes liegt darin, daß in ihm der wissenschaftsgeschichtliche und -systematische Zusammenhang herausgearbeitet und der Morrissche Ansatz mit der Theorie der kommunikativen Kompetenz von Habermas (1971) konfrontiert wird.

Apel betont, daß zwischen der pragmatisch integrierten Semiotik und dem methodischen Behaviorismus von Morris unterschieden werden muß. Die Relevanz der pragmatisch integrierten Semiotik ergibt sich aus der Grundlagenproblematik der strukturalistischen Linguistik von Saussure bis Chomsky. So ist bei beiden die Pragmatik als Untersuchung der parole bzw. Performanz der formalen Analyse der langue bzw. Kompetenz nachgeordnet (vgl. Art. 79 §§ 2.2. und 2.3.). Demgegenüber hebt Apel die Rolle pragmatischer Bedingungen des Verstehens hervor, die besonders bei kontextabhängigen Ausdrücken wie Deiktika deutlich werde. Zudem gebe es nicht nur „systembezogene Sprachregeln“, sondern auch systembedingenden oder systembegründenden Sprachgebrauch, der eine pragmatische Metakompetenz erforderlich mache (1973 a: 14 f). Sprachen versteht Apel als „reale Entäußerungen und Verdinglichungen der menschlichen Kommunikations-Potenz, die auf diese Potenz als Regel-Systeme maßgeblich zurückwirken“ (1973 a: 16). In den späteren Arbeiten, in denen Morris über den informativen Gebrauch designativer Zeichen hinausgeht und auch wertend-einschätzende, vorschreibend-instruktive und diskurs-formative Signifikationen anerkennt (vgl. Art. 4 § 3.4.), sieht Apel die Bedeutung der pragmatischen Ebene richtig erkannt. Er charakterisiert sie als das „szientifisch-systematische Gegenstück zu Wittgensteins sokratisch-platonischer Methode der Besinnung auf die Mannigfaltigkeit des Sprachgebrauchs“ (1973 a: 21).

Apels Kritik konzentriert sich auf zwei Punkte. Es sei unmöglich „auf der Grundlage des methodischen Behaviorismus, das Problem des Verstehens (und Mißverstehens) von Handlungs-Intentionen und Zeichen-Bedeutungen aufzulösen“ (1973 a: 27). Dieser Kritikpunkt ist angesichts neuerer Begründungsversuche der Kognitionswissenschaft, die auf einem intentionalen Realismus insistieren und bei der Handlungserklärung durchaus im Rahmen des methodischen Behaviorismus bleiben, diskussionsbedürftig (vgl. etwa Fodor 1987; siehe Münch 1997). Apels zweiter Kritikpunkt setzt bei dem Wahrheitsbegriff an (siehe oben § 4.4.). Es sei unmöglich, das Problem der Legitimation von Zeichenwahrheit im Rahmen eines wertneutralen Szientismus zu lösen (1973 a: 27). Zwar sehe Morris, daß es auch einen pathologischen Zeichengebrauch gibt – etwa die Verwendung von Dingen als Fetisch –, Mor-

ris behandle ihn jedoch im Rahmen einer biologischen Systemtheorie, bei der der Maßstab für den pathologischen Charakter eines Zeichengebrauchs ein idealer Funktionszustand sei, der lediglich eine statistisch nicht häufige Verletzung der normalen Ereignisse zuläßt. Demgegenüber insistiert Apel unter Bezugnahme auf Peirce und die zeitgenössische Auseinandersetzung von Habermas und Luhmann (vgl. Habermas und Luhmann 1971), daß die verstehenden Humanwissenschaften „implizite moralische Ansprüche aller Kommunikationsteilnehmer an die ideale Kommunikationsgemeinschaft im Sinne einer ‘idealen Sprechsituation’ voraus[setzen], um die realen Gegebenheiten im Sinne einer angemessenen Beurteilung von Gelingen und Mißlingen rekonstruieren zu können“ (1973 a: 65 f). So sieht Apel in der Universalpragmatik von Habermas ein Modell, „wie das Programm einer pragmatisch integrierten Semiotik – das freilich in diesem Jahrhundert zuerst von C. W. Morris systematisch entfaltet wurde – auf der Ebene der menschlichen Semiosis vielleicht einmal in angemessener Form realisiert werden könnte“ (1973 a: 66).

In seinen jüngeren Arbeiten verfolgt Apel das Projekt einer „pragmatischen Sprachphilosophie in transzendentalsemiotischer Begründung“, wie der Titel seines programmatischen Aufsatzes lautet (1993). Er vertritt hierbei die These, daß es einen methodischen Primat des Sprach-Apriori gibt gegenüber den anderen als nichthintergebar behaupteten Standpunkten (Leib-Apriori der Perspektiven, Praxis-Apriori erkenntnisleitender Interessen, Apriori der Faktizität und Geschichtlichkeit des In-der-Welt-Seins). Dieses sei durch eine transzendentalsemiotische Umformulierung der Transzendentalphilosophie zu begründen – eine Aufgabe, die Apel im Ausgang von Peirce und Morris in Angriff nimmt (Apel 1993).

Auch in Osteuropa fand eine Auseinandersetzung mit Morris statt. In Polen wurde Morris bereits in den fünfziger Jahren diskutiert (Kotarbińska 1957); bekannt wurde er dort insbesondere durch Adam Schaff (*1913), der wie Sebeok den Ansatz der *Grundlagen* für entschieden fruchtbarer hält als das spätere Werk (Schaff 1960). Positiv bewertet Schaff die Ablehnung eines Platonismus und Mentalismus in bezug auf Bedeutungen sowie die Strategie, Interpretanten als objektivierbare Reaktionen des Organismus zu fassen. Andererseits wird ein genereller

Vorwurf der „Fetischisierung des Zeichens“ erhoben und die behavioristische Grundhaltung abgelehnt.

In der Sowjetunion wurde 1963 eine Besprechung von *Signs, Language, and Behavior* von Lasar O. Resnikow veröffentlicht. Wie vor ihm Schaff wirft Resnikow Morris eine Fetischisierung der Zeichen vor. Er betont insbesondere, daß der verhaltensorientierte Ansatz von Morris mit der orthodoxen marxistischen Widerspiegelungstheorie unvereinbar sei. Zeichen seien nach Morris kein Mittel zur Erkenntnis, sondern sie dienten der Regulierung des Subjektverhaltens gegenüber den Zielobjekten. Verglichen mit Pawlow sei die Zeichenkonzeption von Morris ein Rückschritt zum Idealismus und zu einem oberflächlichen Naturalismus.

In Ostdeutschland wurde Morris insbesondere durch den einflußreichen Philosophen und Logiker Georg Klaus (1912–1974) rezipiert, der zuvor bereits die zunächst als „bürgerlich“ abqualifizierte Kybernetik adaptiert hatte (vgl. Art. 77 § 12.). Klaus kommt zu einer ganz anderen Einschätzung als die übrigen osteuropäischen Rezipienten. In seiner Schrift *Die Macht des Wortes* (1964), in der es um „aktuelle Probleme der Propaganda und Agitation“ geht, orientiert sich Klaus an den späteren Arbeiten (Morris 1946 = 1973 und 1964 = 1975); die *Grundlagen* spielen kaum eine Rolle. Leitfaden für seine Auseinandersetzung mit Morris, die eine indirekte Auseinandersetzung mit Resnikow ist, ist ein Lenin-Zitat, wonach es darum geht, die „gemachten Errungenschaften sich anzueignen und sie zu verarbeiten [...] und zu verstehen, die reaktionäre Tendenz derselben zu verwerfen, der eigenen Linie zu folgen und die ganze Linie der uns feindlichen Kräfte und Klassen zu bekämpfen“ (zitiert bei Klaus 1964: 62). So stellt Klaus heraus, daß die Unterscheidung der drei Zeichendimensionen – wobei Klaus (1963: 56 ff; vgl. Kalkofen 1979) eine vierte „sigmatische“ Dimension für die extensionale im Unterschied zur semantischen (intensionalen) Zeichenbeziehung einführt – kein „Besitztum des subjektiven Idealismus“ sei (1964: 22). Auch den Behaviorismus bewertet Klaus durchaus positiv. Er sei „keine schlechthin unerfreuliche philosophische Anwendung des Pragmatismus auf Biologie und Psychologie“ (1964: 26), da er im Grunde ein kybernetisches Verständnis des Verhaltens habe (1964: 24 ff). Nach Klaus ist das Zeichen im Sinne von Morris „nichts anderes als die Information im Sinne der Informationstheo-

rie“ (1964: 26) – ein Ansatz, der von Ernst Albrecht (1991: 185–190) aufgegriffen und erkenntnistheoretisch gewendet wird (vgl. auch Klaus 1963). Der Hauptteil von *Die Macht des Wortes* ist jedoch eine Applikation der vier spezifischen Verwendungsweisen der Zeichen – als Designatoren, Appreziatoren, Präskriptoren und Formatoren –, sowie des von Morris vorgeschlagenen Schemas zur Klassifikation von Textsorten (1946: 125 = 1973: 218). Im Rahmen seines Projekts einer marxistisch gewendeten Pragmatik kommt er allerdings zu teilweise anderen Einschätzungen. So ist der politische Text nach Morris präskriptiv, insofern er eine zukünftige Gesellschaftsform vorschreibt, während der Marxist Klaus darauf insistiert, daß politische Texte die objektiven Gesetze der ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklung fortzuschreiben haben (1964: 90).

In der Ästhetik greift Wiesing (1997) auf Morris zurück. Er behandelt das Problem, welche Zeichen in abstrakter Kunst auftreten, die ja das Bezeichnen von Gegenständen verweigert. Handelt es sich hier überhaupt um Zeichen, die von der Semiotik behandelt werden können? Wiesing läßt sich in seiner Antwort von der Morrisschen These leiten, daß es eine Parallele zwischen der abstrakten Kunst und Formalwissenschaften wie der Mathematik gibt, deren Formeln ebenfalls keine Gegenstände denotieren (Morris 1939 a: 139–142 = 1972: 103–105). In beiden Fällen handelt es sich um Formatoren und um formative Diskurse (vgl. Morris 1946: 153–185 = 1973: 249–287). Formatoren sind Zeichen über Zeichen; sie verweisen nicht auf sichtbare Gegenstände, sondern auf Sichtweisen von Gegenständen. Wiesing demonstriert die Fruchtbarkeit dieses Gedankens nicht nur an der abstrakten Malerei, sondern auch am Beispiel des Videoclip: „Würde man einen Clip anhalten, so ist das semiotisch vergleichbar mit dem Schritt, die algebraische Formel ‘ $a + b = c$ ’ mit Inhalt zu füllen, aus ihr die Aussage ‘1 Apfel plus 1 Apfel gleich 2 Äpfel’ werden zu lassen. Das Stoppen eines Clips erzeugt Bestimmtheit. Aus dem formativen Diskurs der vorbeirauhenden Bildsequenz, aus dem formellen Spiel der reinen Sichtbarkeit wird ein einzelnes Standbild mit Stil und Referenz“ (1997: 261). Eine semiotische Ästhetik hat nach Wiesing die Darstellungsweisen des formativen Zeichen- und Diskurstyps herauszuarbeiten.

Ungebrochene Aktualität hat der Ansatz von Morris auch im Rahmen der Kognitionswissenschaft und der Philosophie des Geistes, soweit sie bei der Handlungserklärung im konzeptuellen Rahmen des Neobehaviorismus bleiben (vgl. Art. 74 § 17.). So hat der von Morris gemachte Vorschlag, den Interpretanten als Disposition zu fassen, zu einer „covariational [...] causal theory“ mentaler Bedeutung geführt (Loewer und Rey 1991: XXV). Das viel diskutierte Werk von Ruth Millikan, *Language, Thought, and Other Biological Categories* (1984), in dem eine naturalistische Theorie der Intentionalität vorgestellt wird, ist Morris als dem Lehrer der Autorin gewidmet.

6. Literatur (in Auswahl)

- Albrecht, Erhard (1991), *Sprachphilosophie*. Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften.
- Aldrich, Virgil C. (1947), Rezension über Ch. W. Morris: *Signs, Language, and Behavior*. *Journal of Philosophy* 44: 324–329.
- Alston, William P. (1964), *Philosophy of Language*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Antal, László (1963), *Questions of Meaning*. Den Haag: Mouton.
- Apel, Karl-Otto (1959), „Sprache und Wahrheit in der gegenwärtigen Situation der Philosophie. Eine Betrachtung anlässlich der Vollendung der neopositivistischen Sprachphilosophie in der Semiotik von Charles Morris“. *Philosophische Rundschau* 7: 161–184. Wieder abgedruckt in Apel 1973 b: 138–166.
- Apel, Karl-Otto (1973 a), „Charles W. Morris und das Programm einer pragmatisch integrierten Semiotik“. In Morris 1973: 9–66. Wieder abgedruckt in Eschbach 1981: 25–82.
- Apel, Karl-Otto (1973 b), *Transformation der Philosophie*. Bd. 1: *Sprachanalytik, Semiotik, Hermeneutik*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Apel, Karl-Otto (1993), „Pragmatische Sprachphilosophie in transzendentalsemiotischer Begründung“. In: Herbert Stachowiak (ed.), *Handbuch pragmatischen Denkens*. Bd. 4: *Sprachphilosophie, Sprachpragmatik und formative Pragmatik*. Hamburg: Meiner: 38–61.
- Bassin, J. (1965), „Die Semiotik über Darstellung und Ausdruck in der Kunst“. *Kunst und Literatur* 13: 1259–1269.
- Bense, Max (1962), *Theorie der Texte. Eine Einführung in neuere Auffassungen und Methoden*. Köln: Kiepenheuer und Witsch.
- Bense, Max (1971), *Zeichen und Design. Semiotische Ästhetik*. Baden-Baden: Agis.
- Bense, Max und Elisabeth Walther (1973), *Wörterbuch der Semiotik*. Köln: Kiepenheuer und Witsch.
- Bentley, Arthur F. (1947), „The New ‘Semiotic’“. *Philosophy and Phenomenological Research* 8: 107–132.
- Bentley, Arthur F. (1949), „Signs of Error“. *Philosophy and Phenomenological Research* 10: 99–106.
- Bergmann, Gustav (1950), „Semantics“. In: Vergilius Ferm (ed.), *A History of Philosophical Systems*. New York: Philosophical Library: Kap. 38.
- Berlyne, Daniel E. (1954), „Knowledge and Stimulus-Response Psychology“. *Psychological Review* 61: 245–254.
- Bierman, Arthur K. (1962/63), „That There Are No Iconic Signs“. *Philosophy and Phenomenological Research* 22: 243–249.
- Black, Max (1947), „The Limitations of a Behavioristic Semiotic“. *Philosophical Review* 56: 258–272.
- Black, Max (1949), „The Semiotic of Charles Morris“. In: M. Black, *Language and Philosophy*. Ithaca NY: Cornell University Press: 167–185.
- Blanke, Bórris und Roland Posner (1998), „La pragmatique implicite dans l’oeuvre de Luis J. Prieto“. In: Pierre Pellegrino (ed.), *Hommage à Luis J. Prieto. Semiotica*: im Druck.
- Bobbio, Norberto (1950), Rezension über C. W. Morris: *The Open Self*. *Rivista di Filosofia* 41: 451–454.
- Bocheński, Joseph M. (1956), *Formale Logik*. Freiburg: Alber.
- Brekke, Herbert E. (1972), *Semantik. Eine Einführung in die sprachwissenschaftliche Bedeutungslehre*. München: Fink.
- Brentano, Franz (1874), *Psychologie vom empirischen Standpunkt*. 2 Bde. Ed. Oskar Kraus. Hamburg: Meiner 1971 und 1973.
- Bronstein, Daniel J. (1947), Rezension über C. W. Morris: *Signs, Language, and Behavior*. *Philosophy and Phenomenological Research* 7: 643–649.
- Carnap, Rudolf (1934), *Logische Syntax der Sprache*. Wien und New York: Springer. 2. Auflage 1968.
- Carnap, Rudolf (1936/37), „Testability and Meaning“. *Philosophy of Science* 3: 419–471 und 4: 1–40.
- Carnap, Rudolf (1942), *Introduction to Semantics*. Cambridge MA: Harvard University Press.
- Carnap, Rudolf (1947), *Meaning and Necessity: A Study in Semantics and Modal Logic*. Chicago: University of Chicago Press. Deutsch von W. Bader: *Bedeutung und Notwendigkeit: Eine Studie zur Semantik und Modallogik*. Wien: Springer 1972.
- Carnap, Rudolf (1963), „Charles Morris on Pragmatism and Logical Empirism“. In: Paul A. Schilpp (ed.), *The Philosophy of Rudolf Carnap*. La Salle IL: Open Court: 860–862.
- Ceccato, Silvio (1949), „Il linguaggio“, *Methodos* 1: 229–246.

- Child, Irvin L. und William H. Sheldon (1941), „The Correlation between Components of Physique and Scores on Certain Psychological Tests“. *Character and Personality* 10: 23–34.
- Coffin, Thomas E. (1944), „A Three Component Theory of Leadership“. *Journal of Abnormal and Social Psychology* 39: 63–84.
- Cornforth, Maurice (1950), *In Defence of Philosophy against Positivism and Pragmatism*. London: Lawrence & Wishart.
- Davis, Steven (ed.) (1991), *Pragmatics. A Reader*. Oxford: Oxford University Press.
- Dewey, John (1896), „The Reflex Arc Concept in Psychology“. *Psychological Review* 3: 357–370.
- Dewey, John (1925), *Experience and Nature*. Chicago: Open Court. Deutsch von W. Correll: *Psychologische Grundfragen der Erziehung*. Teil 1: *Der Mensch und sein Verhalten*. Basel: Reinhardt 1974.
- Dewey, John (1946), „Peirce's Theory of Linguistic Signs, Thought, and Meaning“. *Journal of Philosophy* 43: 85–95. [Mit einer Erwiderung von C. W. Morris; einer Replik von J. Dewey: 280 und einer Erwiderung von C. W. Morris: 363 f.]
- Diebold, A. Richard (1965), „A Survey of Psycholinguistic Research“. In: Charles E. Osgood und Thomas A. Sebeok (ed.), *Psycholinguistics*. Bloomington IN: Indiana University Press: 205–291.
- Döhmann, Karl (1953), „Hauptentwicklungsphasen des Zeichengebrauchs“. *Methodos* 5: 121–130.
- Ducasse, Curt J. (1939), „Symbols, Signs, and Signals“. *Journal of Symbolic Logic* 4: 41–52.
- Ducasse, Curt J. (1942), „Some Comments on C. W. Morris' *Foundations of the Theory of Signs*“. *Philosophy and Phenomenological Research* 3: 43–52.
- Dutz, Klaus (1979), *Glossar der semiotischen Terminologie Charles W. Morris'*. Münster: Moks Publikationen.
- Dutz, Klaus (1983), „Die Semiotiken des Charles W. Morris und ihre Rezeption“. In: Klaus Dutz und Hans Jürgen Wulff (eds.), *Kommunikation, Funktion und Zeichentheorie*. Münster: Moks Publikationen: 47–109.
- Eakins, Barbara W. (1972), *Charles Morris and the Study of Signification*. Ph. D. Dissertation: University of Iowa.
- Eco, Umberto (1972), *Einführung in die Semiotik*. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag.
- Eschbach, Achim (1975), „Charles W. Morris' dreidimensionale Semiotik und Texttheorie“. In Morris 1975: 7–68.
- Eschbach, Achim (1977), „Pragmatische Semiotik und Handlungstheorie“. In Morris 1977: 11–76.
- Eschbach, Achim (1981 a), „Zur Entfaltung der Kategorie der Erfahrung“. In Morris 1981: 7–22.
- Eschbach, Achim (ed.) (1981 b), *Zeichen über Zeichen über Zeichen*. Tübingen: Narr.
- Fano, Giorgio (1959), „La semeiotica 'behaviorista' di Charles Morris“. *Giornale di Metafisica* 14: 475–482.
- Feigl, Herbert (1969), „The Wiener Kreis in America“. In: Donald H. Bailyn und Bernard Fleming (eds.), *The Intellectual Migration: Europe and America 1930–1960*. Cambridge MA: Belknap: 630–673.
- Feys, Robert-Marie (1947), Rezension über C. W. Morris: *Signs, Language, and Behavior*. *Revue Philosophique de Louvain* 45: 249–254.
- Fiordo, Richard A. (1977), *Charles Morris and the Criticism of Discourse*. Bloomington IN: Indiana University Press.
- Fiske, Donald W. (1944), „A Study of Relationships to Somatotype“. *Journal of Applied Psychology* 28: 504–510.
- Flach, Werner (1971), „Logik und Semiotik“. In: Rudolf Berlinger und Eugen Fink (ed.), *Philosophische Perspektiven*. Bd. 3. Frankfurt a. M.: Klostermann: 88–110.
- Fodor, Jerry (1987), *Psychosemantics. The Problem of Meaning in the Philosophy of Mind*. Cambridge MA: MIT Press.
- Fuchs, Wilhelm (1941), „Zur 'Characteristica universalis'“ [= Rezension über C. W. Morris: *Foundations of the Theory of Signs*]. *Göttingische Gelehrte Anzeigen* 203: 154–166.
- Galimberti, Andrea (1957), „Studi di filosofia americana. La semiotica di Charles Morris“. *Giornale critico della filosofia italiana* 11: 322–342.
- Gallop, Rodney (1935), „The Meaning of 'Morris'“. *Nineteenth Century and After* 118: 92–99.
- Gentry, George V. (1944), „Some Comments on Morris's 'Class' Conception of the Designatum“. *Journal of Philosophy* 41: 376–384.
- Gentry, George V. (1947), „Signs, Interpretants, and Significata“. *Journal of Philosophy* 44: 318–324.
- George, Frank H. (1964), *Semantics*. London: English Universities Press.
- Graham, Elaine (1948), „Logic and Semiotic. Some Comments Regarding the Treatment of Logical Signs in Charles Morris' *Signs, Language, and Behavior*“. *Philosophy and Phenomenological Research* 9: 103–114.
- Graumann, Carl Friedrich (1965), „Subjektiver Behaviorismus?“ *Archiv für die gesamte Psychologie* 117: 240–251.
- Grice, H. Paul (1957), „Meaning“. *Philosophical Review* 66: 377–388. Deutsch: „Intendieren, Meinen, Bedeuten“ in Meggle 1979: 2–15.
- Grice, H. Paul (1968), „Utterer's Meaning, Sentence Meaning and Word Meaning“. *Foundations of Language* 4: 1–18. Deutsch: „Sprecher-Bedeutung, Satz-Bedeutung, Wort-Bedeutung“ in Meggle 1979: 85–111.

- Grice, H. Paul (1969), „Utterer's Meaning and Intentions“. *Philosophical Review* 78: 147–177. Deutsch: „Sprecher-Bedeutung und Intention“ in Meggle 1979: 16–51.
- Grice, H. Paul (1982), „Meaning Revisited“. In: Neilson V. Smith (ed.), *Mutual Knowledge*. London und New York: Academic Press: 223–243.
- Grice, H. Paul (1989), *Studies in the Ways of Words*. Cambridge MA: Harvard University Press.
- Habermas, Jürgen (1970), *Zur Logik der Sozialwissenschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1971), „Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz“. In Habermas und Luhmann 1971: 101–141.
- Habermas, Jürgen und Niklas Luhmann (1971), *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Haller, Rudolf (1959), „Das ‘Zeichen’ und die ‘Zeichenlehre’ in der Philosophie der Neuzeit“. *Archiv für Begriffsgeschichte* 4: 113–157.
- Hardy, William G. (1944), „The Philosophy of Modern Semantics“. *Quarterly Journal of Speech* 30: 191–198.
- Hayakawa, Samuel J. (1941), *Language in Thought and Action*. London: Allen & Unwin 1974.
- Heine, Bernd, Ulrike Claudi und Friederike Hünemeyer (1991), *Grammaticalization. A Conceptual Framework*. Chicago und London: University of Chicago Press.
- Heyl, Bernard C. (1943), *New Bearings in Esthetics and Art Criticism. A Study in Semantics and Evaluation*. New Haven CT: Yale University Press.
- Hopper, Paul J. und Elizabeth Traugott (1993), *Grammaticalization*. Cambridge GB: Cambridge University Press.
- Janis, Irving L. (1943), „Meaning and the Study of Symbolic Behavior“. *Psychiatry* 6: 425–439.
- Kalkofen, Hermann (1979), „Die Entwicklung der Semiotik bei Georg Klaus“. *Zeitschrift für Semiotik* 1: 81–91.
- Kaplan, Abraham (1943), „Content Analysis and the Theory of Signs“. *Philosophy of Science* 10: 230–247.
- Kattsoff, Louis O. (1949), „What is Behavior?“. *Philosophy and Phenomenological Research* 9: 98–102.
- Klaus, Georg (1963), *Semiotik und Erkenntnistheorie*. Berlin: VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften.
- Klaus, Georg (1964), *Die Macht des Wortes. Ein erkenntnistheoretisch-pragmatisches [!] Traktat*. Berlin: VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften.
- Klaus, Georg (1971), *Sprache der Politik*. Berlin: VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften.
- Klaus, Georg und Wolfgang Segeth (1962), „Semiotik und materialistische Abbildtheorie“. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 10: 1245–1260.
- Koenig, Giovanni K. (1964), *Analisi del linguaggio architettonico*. Florenz: Fiorentina.
- Kokoszyńska, Maria (1937), „Bemerkungen über die Einheitswissenschaft“. *Erkenntnis* 7: 325–335.
- Kondratow, Aleksandr (1964), „Semiotik und Kunsttheorie“. *Kunst und Literatur* 12: 519–530.
- Korzybski, Alfred (1933), *Science and Sanity*. Lakeville CT: International Non-Aristotelian Library.
- Kotarbińska, Janina (1957), „Pojęcie znaku“. *Studia Logica* 6: 57–133.
- Kotarbiński, Tadeusz (1979), „A Survey of Logical and Semantical Problems“. In: Jerzy Pelc (ed.), *Semiotics in Poland, 1894–1969*. Dordrecht: Reidel: 31–39.
- Krampen, Martin u. a. (eds.) (1981), *Die Welt als Zeichen. Klassiker der modernen Semiotik*. Berlin: Severin und Siedler. Englisch: *Classics of Semiotics*. New York: Plenum Press 1987.
- Lepley, Ray (1951 a), „Criticisms by Lepley“ [Mit einer Erwiderung von C. W. Morris]. In Lepley 1951 b: 381–414.
- Lepley, Ray (1951 b), *Value: A Cooperative Inquiry*. New York: Columbia University Press.
- Lepley, Ray (1957), *The Language of Value*. New York: Columbia University Press.
- Levinson, Stephen C. (1983), *Pragmatics*. Cambridge GB: Cambridge University Press.
- Lewis, Clarence Irving (1923), „A Pragmatic Conception of the A Priori“. *Journal of Philosophy* 20: 169–177.
- Lewis, Clarence Irving (1929), *Mind and the World Order*. New York: Scribner. Neuausgabe New York: Dover 1956.
- Lewis, David (1969), *Convention. A Philosophical Study*. Cambridge MA: Harvard University Press. Deutsch von R. Posner und D. Wenzel: *Konvention. Eine sprachphilosophische Abhandlung*. Berlin: de Gruyter 1975.
- Lewis, David (1970), „General Semantics“. *Synthese* 22: 18–67.
- Lieb, Hans-Heinrich (1971), „On Subdividing Semiotic“. In: Yehoshua Bar-Hillel (ed.), *Pragmatics of Natural Languages*. Dordrecht: Reidel: 94–119.
- Loewer, Barry und Georges Rey (1991), *Meaning in Mind. Fodor and His Critics*. Oxford: Blackwell.
- Lovejoy, Arthur O. (1933), Rezension über C. W. Morris: *Six Theories of Mind*. *Philosophical Review* 42: 617–626.
- Marras, Ausonio (1992), „Behavioristic Approaches“. In: Marcelo Dascal u. a. (ed.), *Sprachphilosophie. Ein Internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Berlin: de Gruyter: 705–717.

- Martin, Richard (1959), *Toward a Systematic Pragmatics*. Amsterdam: North Holland.
- McDavid, Raven I. Jr. (1949), Rezension über C. W. Morris: *Signs, Language, and Behavior. Studies in Linguistics* 7: 67–70.
- Mead, George H. (1912), „The Mechanism of Social Consciousness“. *Journal of Philosophy* 9: 401–406. Deutsch in Mead 1987: 232–240.
- Mead, George H. (1922), „A Behavioristic Account of the Significant Symbol“. *Journal of Philosophy* 19: 157–163. Deutsch in Mead 1987: 290–298.
- Mead, George Herbert (1934), *Mind, Self, and Society. From the Standpoint of a Social Behaviorist*. Ed. und mit einer Einleitung versehen von Charles W. Morris. Chicago: University Press. Deutsch von U. Pacher: *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1968.
- Mead, George H. (1938), *The Philosophy of the Act*. Ed. und mit einer Einleitung versehen von Charles W. Morris in Verbindung mit J. M. Brewster, A. M. Dunham und D. L. Miller. Chicago und London: University of Chicago Press. Teilweise deutsche Übersetzung von H. Lübke: *Philosophie der Sozialität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1969.
- Mead, George H. (1956), *On Social Psychology. Selected papers*. Ed. und mit einer Einleitung versehen von A. Strauss. Chicago und London: University of Chicago Press. Deutsch von D. Prokop: *Sozialpsychologie*. Neuwied und Berlin: Luchterhand 1969.
- Mead, George H. (1987), *Gesammelte Aufsätze*. Bd. 1. Ed. Hans Joas. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Meggle, Georg (ed.) (1979), *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Meyer, Werner F. (1966), *Experimentelle Beiträge zur psychologischen Bedeutungsanalyse*. Phil. Dissertation: Universität Mainz.
- Millikan, Ruth Garrett (1984), *Language, Thought, and Other Biological Categories*. Cambridge MA: MIT Press.
- Morris, Charles W. (1925), *Symbolism and Reality. A Study in the Nature of Mind*. Ph. D. Dissertation: University of Chicago. Nachdruck ed. Achim Eschbach. Amsterdam: Benjamins 1993. Deutsch von A. Eschbach: *Symbolik und Realität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1981.
- Morris, Charles W. (1927 a), „The Concept of the Symbol“. *Journal of Philosophy* 24: 253–262 und 281–291. Deutsch von A. Eschbach: „Das Symbolkonzept“. In Morris 1975: 69–101.
- Morris, Charles W. (1927 b), „The Total-Situation Theory of Ethics“. *International Journal of Ethics* 37: 258–268.
- Morris, Charles W. (1928), „Neo-Pragmatics and the Ways of Knowing“. *The Monist* 38: 494–510. Deutsch in Morris 1977: 77–92.
- Morris, Charles W. (1929), „The Relation of Formal to Instrumental Logic“. In: Thomas V. Smith und William K. Wright (eds.), *Essays in Philosophy. By Seventeen Doctors of Philosophy*. Chicago: Open Court: 251–268. Deutsch in Morris 1981: 211–227.
- Morris, Charles W. (1932), *Six Theories of Mind*. Chicago: University of Chicago Press.
- Morris, Charles W. (1934), „Pragmatism and Metaphysics“. *Philosophical Review* 43: 549–564. Deutsch in Morris 1977: 121–139.
- Morris, Charles W. (1935 a), „Philosophy of Science and Science of Philosophy“. *Philosophy of Science* 2: 271–286. Deutsch in Morris 1981: 255–272.
- Morris, Charles W. (1935 b), „The Relation of Formal and Empirical Sciences within Scientific Empiricism“. *Erkenntnis* 5: 6–14. Deutsch in Morris 1981: 309–322.
- Morris, Charles W. (1935 c), „Semiotic and Scientific Empiricism“. *Actes du Congrès International de Philosophie Scientifique 1935*. Bd. 1. Paris: Hermann: 2–16. Deutsch in Morris 1975: 113–133.
- Morris, Charles W. (1936), „The Concept of Meaning in Pragmatism and Logical Positivism“. *Actes du Huitième Congrès International de Philosophie à Prague, 2–7 Septembre 1934*. Prag. Nachdruck Nendeln, Liechtenstein: Kraus 1968: 130–138.
- Morris, Charles W. (1937), *Logical Positivism, Pragmatism, and Scientific Empiricism*. Paris: Hermann. [= Morris 1934, 1935 a, b, c, 1936.]
- Morris, Charles W. (1938 a), *Foundations of the Theory of Signs*. Chicago: Chicago University Press. Deutsch in Morris 1972: 15–88.
- Morris, Charles W. (1938 b), „Peirce, Mead and Pragmatism“. *Philosophical Review* 47: 109–127.
- Morris, Charles W. (1939 a), „Esthetics and the Theory of Signs“. *Erkenntnis. Journal of Unified Science* 8: 131–150. Deutsch in Morris 1972: 89–118.
- Morris, Charles W. (1939 b), „Science, Art, and Technology“. *Kenyon Review* 7: 409–423.
- Morris, Charles W. (1940), „The Mechanism of Freedom“. In: Ruth N. Anshen (ed.), *Freedom: Its Meaning*. New York: Harcourt & Brace: 579–589.
- Morris, Charles W. (1942), *Paths of Life: Preface to a World Religion*. New York: Harper.
- Morris, Charles W. (1943), „Comments on a Paper by A. Kaplan“. *Philosophy of Science* 10: 247–249.
- Morris, Charles W. (1946), *Signs, Language, and Behavior*. New York: Braziller. Deutsch von A. Eschbach und G. Kopsch: *Zeichen, Sprache und Verhalten*. Mit einer Einleitung von K.-O. Apel. Düsseldorf: Schwann 1973.
- Morris, Charles W. (1948 a), *The Open Self*. New York: Prentice-Hall.
- Morris, Charles W. (1948 b), „Signs about Signs about Signs“. *Philosophy and Phenomenological*

- Research* 9: 115–133. Deutsch in Morris 1975: 159–192.
- Morris, Charles W. (1956), *Varieties of Human Value*. Chicago: University of Chicago Press.
- Morris, Charles W. (1958), „Words without Meaning“. *Contemporary Psychology* 3: 212–214. [= Rezension über B. F. Skinner: *Verbal Behavior*.]
- Morris, Charles W. (1960), „On the History of the *International Encyclopedia of Unified Science*“. *Synthese* 12: 517–521.
- Morris, Charles W. (1964), *Signification and Significance*. Cambridge MA: The MIT Press. Deutsch in Morris 1975: 193–319.
- Morris, Charles W. (1966), *Festival*. New York: Braziller.
- Morris, Charles W. (1967), Vorwort zur italienischen Übersetzung von *Esthetics and the Theory of Signs* und *Esthetics, Signs, and Icons*. *Nuova corrente* 42/43: 113–119.
- Morris, Charles W. (1970), *The Pragmatic Movement in American Philosophy*. New York: Braziller. Deutsch in Morris 1973: 193–345.
- Morris, Charles W. (1971), *Writings on the General Theory of Signs*. Den Haag: Mouton. [Enthält u. a. Morris 1938 a, Morris 1939 a, Morris 1946 sowie das erste Kapitel aus Morris 1964.]
- Morris, Charles W. (1972), *Grundlagen der Zeichentheorie. Ästhetik und Zeichentheorie*. Übersetzt von R. Posner und J. Rehbein. Mit einem Nachwort von F. Knilli. München: Hanser. 2. Auflage 1975. [= Morris 1938 a, 1939 a.]
- Morris, Charles W. (1975), *Zeichen, Wert, Ästhetik*. Ed., übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Achim Eschbach. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. [Enthält u. a. Morris 1948 b und 1964.]
- Morris, Charles W. (1977), *Pragmatische Semiotik und Handlungstheorie*. Übersetzt von A. und St. Eschbach. Ed. und mit einer Einleitung versehen von A. Eschbach. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. [Enthält u. a. Morris 1970.]
- Morris, Charles William (1981), *Symbolik und Realität*. Ed. Achim Eschbach. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Morris, Charles W. und Lyle V. Jones (1955), „Value Scales and Dimensions“. *Journal of Abnormal and Social Psychology* 51: 523–535.
- Morris, Charles W. und Lyle V. Jones (1956), „Relations of Temperament to Choice of Values“. *Journal of Abnormal and Social Psychology* 53: 345–349.
- Morris, Charles W., Bernice T. Eiduson und Denis O'Donovan (1960), „Values of Psychiatric Patients“. *Behavioral Science* 5: 297–312.
- Morris, Charles W., Charles E. Osgood und Edward E. Ware (1961), „Analysis of the Connotative Meanings of a Variety of Human Values as Expressed by American College Students“. *Journal of Abnormal and Social Psychology* 62: 62–73.
- Morris, Charles W. und Daniel J. Hamilton (1964), „Esthetics, Signs, and Icons“. *Philosophy and Phenomenological Research* 25: 356–364.
- Mounin, Georges (1970), *Introduction à la sémiologie*. Paris: Minit.
- Müller, Arno (1970), *Probleme der behavioristischen Semiotik*. Phil. Dissertation: Universität Frankfurt a. M.
- Münch, Dieter (1981), *Die Grundlagen der Zeichentheorie von Charles William Morris als Antwort auf das Problem der Einheitswissenschaft*. Magisterarbeit: Universität Freiburg i. Br.
- Münch, Dieter (1993), *Intention und Zeichen. Untersuchungen zu Franz Brentano und zu Edmund Husserls Frühwerk*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Münch, Dieter (1997), „Intention und Kognition“. In: Alex Burri (ed.), *Sprache und Denken*. Berlin: de Gruyter: 214–236.
- Nehring, Alfons (1963), *Sprachzeichen und Sprechakte*. Heidelberg: Winter.
- Neubert, Albrecht (1962), *Semantischer Positivismus in den USA*. Halle: Niemeyer.
- Newman, John B. (1957), „The Area of Semantics“. *Quarterly Journal of Speech* 43: 155–164.
- Osgood, Charles E. (1952), „Nature and Measurement of Meaning“. *Psychological Bulletin* 49: 197–237. Wieder abgedruckt in Snider und Osgood 1969: 3–41.
- Osgood, Charles E., George J. Suci und Percy H. Tannenbaum (1957), *The Measurement of Meaning*. Urbana: University of Illinois Press.
- Paci, Enzo (1950), „Linguaggio, comportamento e filosofia“. In: Enrico Castelli (ed.), *Filosofia e linguaggio*. Padua: Edizione Liviana: 12–26.
- Pagliuca, William (ed.) (1994), *Perspectives on Grammaticalization*. Amsterdam: Benjamins.
- Parker, Dewitt H. (1951), „Criticism by Parker“ [Mit einer Erwiderung von C. W. Morris]. In *Lepley* 1951 b: 424–439.
- Parsons, Talcott (1951), *The Social System*. Glencoe IL: The Free Press.
- Peirce, Charles Sanders (1931–58), *Collected Papers*. Cambridge MA: Harvard University Press.
- Peirce, Charles Sanders (1976), *Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus*. Ed. Karl-Otto Apel. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Pelc, Jerzy (1971), *Studies in Functional Logical Semiotics of Natural Language*. Den Haag: Mouton.
- Pelc, Jerzy (1978), „A Guide to Morris“. *Semiotica* 23: 377–379.
- Petrilli, Susan (1987), „Il contributo di Rossi-Landi allo studio di Charles Morris“. *Per Ferruccio Rossi-Landi. Il Protogora* 11–12: 105–114.
- Petrilli, Susan (1988), *Significs, semiotica, significazione*. Bari: Adriatica.

- Petrilli, Susan (1991), „From Peirce (via Morris and Jakobson) to Sebeok: Interview with Thomas A. Sebeok“. In: *Thomas A. Sebeok, American Signatures. Semiotic Inquiry and Method*. Ed. Iris Smith. Norman OK: University of Oklahoma Press: 95–105.
- Petrilli, Susan (1995), *Materia segnica e interpretazione*. Lecce: Milella.
- Petrilli, Susan (ed.) (1992), „The Correspondence between Charles Morris and Ferruccio Rossi-Landi“. *Semiotica* 88, 1–2: 37–122.
- Phillips, Jean A. (1950), „The Concept ‘Disposition to Respond’ in a Behavioral Semiotic“. *Philosophy of Science* 17: 347–355.
- Popper, Karl (1934), *Logik der Forschung*. Tübingen: Mohr.
- Posner, Roland (1972), *Theorie des Kommentierens. Eine Grundlagenstudie zur Semantik und Pragmatik*. Frankfurt a. M.: Athenäum. 2. Auflage Wiesbaden: Athenäum 1980.
- Posner, Roland (1979), „Charles Morris und die verhaltenstheoretische Grundlegung der Semiotik“. *Zeitschrift für Semiotik* 1: 49–79. Überarbeitete Fassung in Krampen u. a. 1981: 51–97. Englisch in Krampen u. a. 1987: 23–57.
- Posner, Roland (1981), „Die verhaltenstheoretischen Grundlagen der Semiotik bei Morris und Mead“. In: Annemarie Lange-Seidl (ed.), *Zeichenkonstitution. Akten des 2. Semiotischen Kolloquiums. Regensburg 1978*. Berlin: de Gruyter: 101–114.
- Posner, Roland (1986), „Charles W. Morris“. In: Thomas A. Sebeok (ed.), *Encyclopedic Dictionary of Semiotics*. 3 Bde. Berlin: de Gruyter: I, 565–571.
- Posner, Roland (1992), „Research in Pragmatics after Morris“. In: Michel Balat and Janice Deledalle-Rhodes (eds.), *Signs of Humanity / L’homme et ses signes*. 3 Bde. Berlin: Mouton de Gruyter: III, 1383–1420.
- Posner, Roland (1993), „Believing, Causing, Intending. The Basis for a Hierarchy of Sign Concepts in the Reconstruction of Communication“. In: René J. Jorna, Barend von Heusden and Roland Posner (eds.), *Signs, Search, and Communication. Semiotic Aspects of Artificial Intelligence*. Berlin: de Gruyter: 215–270.
- Posner, Roland (1994), „Der Mensch als Zeichen“. *Zeitschrift für Semiotik* 16: 195–216.
- Posner, Roland und Hans-Peter Reinecke (eds.) (1977), *Zeichenprozesse. Semiotische Forschung in den Einzelwissenschaften*. Wiesbaden: Athenäum.
- Price, Kingsley B. (1953), „Is a Work of Art a Symbol?“ *Journal of Philosophy* 50: 485–503.
- Prothro, E. Terry (1958), „Arab Students’ Choice Of Ways To Live“. *Journal of Social Psychology* 47: 3–7.
- Ransom, John C. (1940), „The Pragmatics of Art“. *Kenyon Review* 2: 76–87.
- Reiser, P. E. (1947), Rezension über C. W. Morris: *Signs, Language, and Behavior. Kenyon Review* 9: 303–311.
- Resnikow, Lasar Ossipowitsch (1963), „Gnoseologija pragmatizma i semiotika C. Morris“. *Voprosy filosofii* 1: 102–115. Deutsch von H. und H. Siegel: „Die Erkenntnistheorie des Pragmatismus und die Semiotik“. In: L. O. Resnikow, *Zeichen, Sprache, Abbild*. Ed. Achim Eschbach. Frankfurt a. M.: Syndikat 1977: 218–240.
- Rice, Philip (1947), „The Semiotic of Charles Morris“. *Kenyon Review* 9: 303–311.
- Roberts, Louise N. (1955), „Art as Icon. An Interpretation of C. W. Morris“. *Tulane Studies in Philosophy* 4: 75–82.
- Roelofs, Howard D. (1939), „Rezension über C. W. Morris: *Foundations of the Theory of Signs*“. *Kenyon Review* 1: 168–175.
- Römer, Ruth (1972), „Pragmatische Dimension und sprachliche Wirkung“. *Linguistische Berichte* 18: 19–26.
- Rosiello, Luigi (1966), „Significato e uso“. *Lingua e stile* 1: 217–230.
- Rossi-Landi, Ferruccio (1953), *Charles Morris*. Rom: Bocca.
- Rossi-Landi, Ferruccio (1975 a), *Charles Morris e la semiotica novecentesca*. Mailand: Feltrinelli.
- Rossi-Landi, Ferruccio (1975 b), „Signs about a Master of Signs“. *Semiotica* 13: 155–197.
- Rossi-Landi, Ferruccio (1976), „Über einige Fehlinterpretationen der ästhetischen Semiotik von Charles S. Peirce“. In: F. Rossi-Landi, *Semiotik, Ästhetik und Ideologie*. München: Hanser: 75–82.
- Rossi-Landi, Ferruccio (1978), „On Some Post-Morrisian Problems“. *Ars Semiotica* 3: 3–32.
- Rudner, Richard (1951), „On Semiotic Aesthetics“. *Journal of Aesthetics and Art Criticism* 10: 67–77.
- Ryle, Gilbert (1949), *The Concept of Mind*. Chicago: University of Chicago Press 1984. Deutsch von K. Baier: *Der Begriff des Geistes*. Stuttgart: Reclam 1969.
- Scarpelli, Umberto (1950), „L’unità della scienza. Nella *International Encyclopedia of Unified Science*“. *Rivista di filosofia* 41: 280–297.
- Scarpelli, Umberto (1955), „Osservazioni sul concetto di segno nel pensiero di Charles Morris“. *Rivista di filosofia* 46: 65–75.
- Schaff, Adam (1960), *Wstęp do semantyki*. Warszawa: PWN. Deutsch: *Einführung in die Semantik*. Ed. Georg Klaus. Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt 1969.
- Schilpp, Paul A. (1930), „The Subjectivism of the Neo-Pragmatic Theory of Knowledge“. *The Monist* 40: 311–320.
- Schmidt, Siegfried J. (1969), *Bedeutung und Begriff. Zur Fundierung einer sprachphilosophischen Semantik*. Braunschweig: Vieweg.

- Schnelle, Helmut (1962), *Zeichensysteme zur wissenschaftlichen Darstellung. Ein Beitrag zur Entfaltung der Ars characteristica im Sinne von G. W. Leibniz*. Stuttgart: Fromann-Holzboog.
- Schulz, Walter (1972), „Ergänzung der Syntax durch Semantik und Pragmatik. Die Semiotik von Morris“. In: W. Schulz: *Philosophie in der veränderten Welt*. Pfullingen: Neske: 70–74.
- Sebeok, Thomas A. (1972), *Perspectives in Zoosemiotics*. Den Haag: Mouton.
- Sebeok, Thomas A. (1976), *Contributions to the Doctrine of Signs*. Bloomington IN: The Peter de Ridder Press. Gekürzte deutsche Fassung von A. Eschbach: *Theorie und Geschichte der Semiotik*. Reinbek: Rowohlt 1979.
- Sebeok, Thomas A. (1981), „The Image of Charles Morris“. In Eschbach 1981 b: 267–284.
- Shannon, Claude und Warren Weaver (1949), *Mathematical Theory of Communication*. Urbana IL: University of Illinois Press. Deutsch von H. Dressler: *Mathematische Grundlagen der Informationstheorie*. München: Oldenbourg 1976.
- Snider, James und Charles E. Osgood (1969), *Semantic Differential Technique*. Chicago: Aldine.
- Spang-Hanssen, Henning (1954), *Recent Theories on the Nature of the Language Sign*. Kopenhagen: Nordisk Kulturforlag.
- Stachowiak, Herbert (ed.) (1986–95), *Pragmatik. Handbuch pragmatischen Denkens*. Bd. 1: *Pragmatisches Denken von den Ursprüngen bis zum 18. Jahrhundert*. Bd. 2: *Der Aufstieg pragmatischen Denkens im 19. und 20. Jahrhundert*. Bd. 3: *Allgemeine philosophische Pragmatik*. Bd. 4: *Sprachphilosophie*. Bd. 5: *Pragmatische Tendenzen in der Wissenschaftstheorie*. Hamburg: Meiner.
- Steiner, Peter (1977), „Jan Mukařovský und Charles Morris. Two Pioneers of the Semiotics of Art“. *Semiotica* 19, 3–4: 321–334.
- Storer, Thomas (1948), „The Philosophical Relevance of a ‘Behavioristic Semiotic’“ [Mit einer Erwiderung von C. W. Morris]. *Philosophy of Science* 15: 316–332.
- Tarski, Alfred (1935), „Der Wahrheitsbegriff in den formalisierten Sprachen“. *Studia Philosophica* 1: 261–405.
- Tate, Allen (1968), *Reason in Madness*. Freeport NY: Books for Libraries Press.
- Tembrock, Günter (1971), *Biokommunikation*. 2 Bde. Berlin: Akademie Verlag.
- Trabant, Jürgen (1976), *Elemente der Semiotik*. München: Beck.
- Tranöy, Knut E. (1972/75), „‘Sollen’ impliziert ‘Können’. Eine Brücke von der Tatsache zur Norm?“. *Ratio* 14 (1972): 111–125; 17 (1975): 141–169.
- Ullmann, Ingeborg Maria (1975), *Psycholinguistik–Psychosemiotik*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Ullmann, Stephen (1967), *Grundzüge der Semantik. Die Bedeutung in sprachwissenschaftlicher Sicht*. Deutsch von S. Koopmann. Berlin: de Gruyter.
- Watson, John B. (1919), *Psychology from the Standpoint of a Behaviorist*. Philadelphia: Lippincott.
- Watson, John B. (1936), „Autobiography“. In: Carl A. Murchison (ed.), *A History of Psychology in Autobiography*. Bd. 3. Worcester. Neuausgabe New York: Russell & Russell 1980: 271–281.
- Werkmeister, William H. (1937), Rezension über C. W. Morris: *Logical Positivism, Pragmatism and Scientific Empiricism*. *International Journal of Ethics* 48: 549–554.
- Wienpahl, Paul D. (1949), „Are All Signs Signs?“. *Philosophical Review* 58: 243–256.
- Wiesing, Lambert (1997), *Die Sichtbarkeit des Bildes: Geschichte und Perspektiven der formalen Ästhetik*. Reinbek: Rowohlt.
- Wild, John (1947), „An Introduction to the Phenomenology of Signs“. *Philosophy and Phenomenological Research* 8: 217–233.
- Wimsatt, William K. Jr. (1946), Rezension über C. W. Morris: *Signs, Language, and Behavior*. *Quarterly Review of Literature* 3: 180–185.
- Wimsatt, William K. Jr. (1967), *The Verbal Icon: Studies in the Meaning of Poetry*. Lexington: University of Kentucky Press.
- Winthrop, Henry (1959), „Psychology and Value: A Critique of Morris’ Approach to Evaluation as Behavior“. *Journal of General Psychology* 61: 13–37.
- Wisdom, John (1943), Rezension über C. W. Morris: *Paths of Life*. *Mind* 52: 86–87.
- Wittgenstein, Ludwig (1922), *Logisch-philosophische Abhandlung. Tractatus logico-philosophicus*. London: Kegan Paul. Wiederabgedruckt in: L. Wittgenstein, *Werkausgabe*. Bd. 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1984: 8–85.

Dieter Münch und Roland Posner, Berlin
(Deutschland)